

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Zur Repräsentation von Frauen mit Behinderungen in
den polnischen Medien“

Die Wirkungsmächtigkeit von Normen am Beispiel des
Zusammenspiels von Geschlecht und Behinderung“

verfasst von / submitted by

Lic. Julita Juros

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2017 / Vienna 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066808

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Gender Studies

Betreut von / Supervisor:

Univ. –Prof.in Mag.a Dr.in Elisabeth Holzleithner

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	4
2. Forschungsfragen und Hypothesen	5
3. Historische Annäherung	7
3.1. Frühgeschichte und Antike	8
3.2. Mittelalter und frühe Neuzeit.....	9
3.3. Aufklärung	10
3.4. 19. Jahrhundert	11
3.5. Zwischenbilanz	14
4. „Behinderung“ in der Theorie: Modelle und Auseinandersetzungen	15
4.1. Das medizinische/individuelle Modell von „Behinderung“	15
4.2. Das soziale Modell von Behinderung	17
4.3. Das kulturelle Modell der Behinderung	20
5. Verhältnis von Behinderung, Norm und Normalität	22
5.1. Foucault: Biopolitik der Behinderung	22
5.2. Normalismus und Normativität	25
5.3. Exkurs: Selbstbestimmung als behindertenpolitisches Paradigma	27
6. Intersektionalität: Werkzeug zur Analyse sozialer Ungleichheiten	30
7. Behinderung und Geschlecht	31
7.1. Feminist Disability Studies	35
7.2. Repräsentation/Körper/Identität/Aktivismus	37
7.3. Andere Kategorien in den <i>Disability Studies</i>	41
8. Das Konzept der Mutterschaft	44
9. Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung: Massenmedien und „Behinderung“	48
9.1. Zur Darstellungsform von Menschen mit Behinderungen innerhalb der Medien	51
10. Kritische Diskursanalyse: Theorie und Methode	60
10.1. Strukturmerkmale von Diskursen	63
10.2. Methodische Vorgehensweise	64
11. Empirischer Teil	66

11.1. Beschreibung des Untersuchungsmaterials	66
11.1.2. Tageszeitungen.....	67
11.1.3. Wochenzeitungen.....	68
11.1.4. "Frauenzeitschriften"	69
11.2. Häufigkeit der Aussagen.....	71
11.3. Art und Themen der Beiträge	72
11.4. Sprache	76
11.5. Diskursfragmente.....	76
11.5.1. Die Bedauerns- und Bemitleidenswertes/das Gewaltopfer	77
11.5.2. Superkrüppel/Heldinnen	81
11.5.3. Die Unangepasste und Verbitterte	83
11.5.4. Die Belastung	84
11.5.5. Die Normale: Spannungsfeld von "Normalität" und "Behinderung"	84
11.5.6. Die medizinische Sicht.....	86
11.5.7. Forderung nach Integration.....	86
11.5.8. Behinderung und Weiblichkeit	87
11.6. Feinanalysen	88
11.6.1. Feinanalyse I.....	89
11.6.2. Feinanalyse II.....	91
11.6.3. Feinanalyse III	92
11.6.4. Feinanalyse IV	95
11.6.5. Feinanalyse V	96
12. Diskussion.....	97
12.1. Auswertung der Ergebnisse: Darstellungen von Frauen mit Behinderungen in polnischer Presse	97
12.2. Sprache im Kontext von Frauen mit Behinderungen	101
12.3. Darstellungen von Frauen mit Behinderungen in Tageszeitungen, Wochenzeitschriften und Frauenzeitschriften	101
12.4. Die Sichtbarkeiten und Unsichtbarkeiten	102
12.5. Auswertung von Darstellungen der Frauen mit Behinderungen in der Presse	103
14. Literaturverzeichnis	106
Anhang A.....	114
Anhang B.....	120
DEUTSCHES ABSTRACT	133

1. Einleitung

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit soll der Diskurs zum Thema „Behinderung“ und „Geschlecht“ in der polnischen Presse untersucht werden. Anhand einer Diskursanalyse wird aufgezeigt, wie Frauen mit Behinderungen in den polnischen Printmedien dargestellt werden.

Massenmedien durchdringen heute alle gesellschaftlichen Bereiche, sie sind zur Hauptquelle gesellschaftlicher Information geworden. Unsere gängigen Bilder von „Behinderung“¹ und von Frauen mit Behinderungen werden überwiegend aus den Medien gespeist. Diese spiegeln und gestalten Normen, Werte und Meinungen, die in der Gesellschaft herrschen: Durch die Auswahl der Themen und die Art der Darstellung beeinflussen Medien sowohl die soziale Konstruktion von „Behinderung“ als auch die gesellschaftliche Wahrnehmung von Frauen mit Behinderungen. Medien können auch zur Bildung von Stereotypen und Verfestigung der Einstellungen beitragen, wenn sie vereinfachende und verallgemeinernde Darstellungen transportieren. Das von Medien gespeiste Wissen ist so gesehen ein sehr reduziertes Wissen, das nicht die Wirklichkeit widerspiegelt. In Verbindung mit dem Themenbereich „Behinderung“ bedeutet dies, dass Massenmedien nicht nur Vermittler von Informationen über Frauen mit Behinderungen sind, sondern an der Entstehung von kulturellen Bedeutungen mitbeteiligt sind. Besonders dem Thema 'Frauen und Medien' kommt eine große Bedeutung zu, weil "Medien die erlebte 'Wirklichkeit' konstruieren und Leitbilder einer Gesellschaft vorgeben: Die gesellschaftlichen und kulturellen Zuschreibungen an Mann und Frau werden zum Großteil medial entworfen und somit von diesen vorgegeben" (Dorer, Marschik, 1999:2). Bereits seit einigen Jahrzehnten wird im wissenschaftlichen Diskurs „Behinderung“ ebenso wie Geschlecht als eine sozial konstruierte Kategorie verstanden. Obwohl die Lebenssituationen von Frauen und Männern mit Behinderungen sich in vielen Aspekten unterscheiden², wird der Diskurs zum Thema „Behinderung“ geschlechtsneutral geführt. Für

¹ Ich gehe von sozialen und kulturellen Modellen von Behinderung aus, in welchen „Behinderung“ als diskursiv hergestelltes Phänomen betrachtet wird. Durch diese Perspektive sollen Normen, Strukturen und Diskurse grundsätzlich in Frage gestellt werden. Ich gehe auch davon aus, dass die Benennung von Kategorien teilweise notwendig ist, um strukturelle Gewalt und damit einhergehende Benachteiligungen aufzuzeigen. Wiederum verwende ich hier das „“ um auf die Konstruiertheit der Kategorie hinzuweisen.

² Gender Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland gemäß ist die Mehrhaftdiskriminierung von Frauen mit Behinderungen in vielen Lebensbereichen nachweisbar (ökonomische Situation, Pflege, Bewertung von Berufsarbeit, weniger Bildungs- und Berufsabschlüsse als Männer mit Behinderungen, geringere Erwerbsbeteiligung) (vgl. Michel, Häußler-Sczegan 2005:525).

Frauen mit Behinderungen ist es aufgrund dieser Situation noch schwieriger, sich aus der politischen und sozialen Unsichtbarkeit zu befreien.

Umso mehr scheint es relevant, die Darstellungen von Frauen mit Behinderungen in den Medien zu untersuchen. Im Zuge des theoretischen Teils dieser Arbeit sollen mediale Konstruktionen von „Behinderung“ und „Weiblichkeit“ analysiert werden. Ausgehend von der historischen Darstellung des Phänomens „Behinderung“ wird gezeigt, dass seine Wahrnehmung Ergebnis von komplexen historischen Konstruktionsprozessen ist. Anschließend werden unterschiedliche Modelle von „Behinderung“ skizziert. Die Auseinandersetzung mit dem Begriffsfeld "Behinderung" ist die Voraussetzung für die Analyse der medialen Bilder von Frauen mit Behinderungen. Nach einer kurzen Einführung in die *Disability Studies* wird gezeigt, wie die Differenzkategorie „Behinderung“ in die Prozesse der Normierung und Normalisierung verstrickt ist. Im nächsten Kapitel werde ich auch Gender Aspekte der *Disability Studies* aufgreifen, welche die Gleichzeitigkeit von „Frau-Sein“ und „Behindert-Sein“ theoretisch erfassen.

Es erscheint mir auch wichtig, zu erläutern, aus welcher Position ich schreibe. Mit dem Ziel, eine möglichst selbstreflexive Arbeit zu schreiben, möchte ich meine Positionierung als „weiße“ Frau der Mittelklasse mit polnischer Staatsbürger_innenschaft transparent machen. Diese Benennung erscheint mir deswegen wichtig, weil ich dessen bewusst bin, dass die Position, aus welcher ich schreibe, erstens auf verschiedene Art und Weise privilegiert ist und zweitens beeinflusst, welche Fragen ich stelle, wie ich die Texte lese und rezipiere und was ich wahrnehme, bzw. nicht wahrnehme. Dabei ist es für mich die Frage wichtig, ob ich als eine Person, die als „nicht-behindert“ in der Gesellschaft wahrgenommen/gelesen wird, überhaupt legitimiert bin, mich mit den Darstellungen von Frauen mit Behinderungen zu beschäftigen und die Bilder zu beurteilen. Eine lückenlose Antwort auf diese Frage muss in diesem Kontext ausbleiben. Nichtsdestotrotz möchte ich meine Position als eine solidarische erklären und aus dieser Perspektive versuche ich, in meiner Arbeit gesellschaftliche Ungerechtigkeiten aufzuzeigen. Ich identifiziere mich sowohl mit dem Projekt der *Gender* und *Disability Studies*, sowie der *Queer* und *Feminist Disability Studies*. Es ist somit anzumerken, dass ich in meiner Arbeit „Behinderung“ und „Geschlecht“ als potentiell konstruiert begreife.

2. Forschungsfragen und Hypothesen

Die Hauptforschungsfrage, mit der ich an die Analyse herantreten werde, lautet: Wie werden Frauen mit Behinderungen³ in den polnischen Medien dargestellt? Darüber hinaus werden in der Analyse fünf weitere, untergeordnete Forschungsfragen behandelt, mit Hilfe derer ein komplexeres Bild der Repräsentationen von Frauen mit Behinderungen in den polnischen Medien gezeichnet werden soll.

- 1) Welche Sichtweisen von „Behinderung“ und Frauen mit Behinderungen finden in der untersuchten Presse Verwendung?
- 2) Welche Formulierungen und sprachlichen Konstruktionen werden im Zusammenhang mit „Behinderung“ und Frauen mit Behinderungen verwendet?
- 3) Wie unterscheiden sich die Tageszeitungen, Wochenzeitschriften und Frauenzeitschriften in ihrer Darstellung von „Behinderung“ und Frauen mit Behinderungen?
- 4) Was wird bei Darstellungen von Frauen mit Behinderungen in Medien sichtbar und was bleibt unsichtbar?
- 5) Werden Themen rund um Frauen mit Behinderungen in der Presse ausreichend, umfassend und kritisch dargestellt⁴?

Aufgrund der Überlegungen im theoretischen Teil dieser Arbeit im Hinblick auf das Verhältnis von Geschlecht und „Behinderung“ ergeben sich nun folgende Hypothesen: In der Presse kommen Darstellungen von Frauen mit Behinderungen zwar vor, beruhen sie jedoch auf der selektiven Auswahl bestimmter Rollenvorstellungen unter Auslassung anderer ebenso wichtiger Perspektiven. In den Zeitungen wird auf gesellschaftlich weit verbreitete Stereotypen zu Frauen mit Behinderungen zurückgegriffen. Sie werden vorwiegend in Presseberichten aus dem Blickwinkel des Besonderen betrachtet, indem sie in der

³ Die Hauptforschungsfrage muss noch um einige Anmerkungen ergänzt werden. In der Arbeit beschäftige ich mich mit den Darstellungen von Frauen mit Behinderungen in der Presse, obwohl die Kategorie „Frauen mit Behinderungen“ der Komplexität von Zusammenhängen, in denen sie leben und der Komplexität von ihren Identitäten nicht gerecht wird. Ich habe mich für diese Fragestellung jedoch entschieden, weil in der Gesellschaft Frauen mit Behinderungen oft als eine homogene Gruppe dargestellt werden. Ich möchte diese Kategorie kritisch untersuchen, bleibe ich aber dessen bewusst, dass diese Kategorie weder unterschiedliche Arten von „Behinderungen“ noch die Relevanz von anderen Kategorien wie sexuelle Orientierung, „Klasse“, „Rasse“, Alter etc. aufzeigt.

⁴ Im Jahr 2006 wurde die Studie "Mediennutzung ohne Barrieren" erstellt, in der Menschen mit Behinderungen die Darstellungsweisen von Betroffenen in den Medien als wenig ansprechend beurteilt haben. Mehr als 60 Prozent der Befragten halten die Bilder für nicht realistisch und klischeehaft. Sie fordern also Medien, die die Menschen mit Behinderungen weder als bemitleidenswerte Personen noch 'Superhero' darstellen. (Vgl. MAIN_Medienarbeit Integrativ 2006)

Gesellschaft existierende Bilder von "Behinderung" aufgreifen. Zu beachten ist, dass es in den Medien zwar meist um das Besondere geht, was auch im Wesen der medialen Berichterstattung liegt, sind Menschen mit Behinderungen aber kaum Teil der gewöhnlichen Berichterstattung. Sie werden selten ohne Bezug auf „Behinderung“ präsentiert.

In der Presse werden bestimmte Rollenbilder von Frauen mit Behinderungen aufgegriffen, während andere ignoriert werden. Schönwiese entwickelt hier eine Typologie des Blicks auf Menschen mit Behinderungen, die auch in den Medien zu beobachten sind: der staunende Blick, der vernichtende Blick, der mitleidige Blick, der bewundernde Blick, der instrumentalisierende Blick und der ausschließende Blick (Vgl. Schönwiese 2006:169). Diese Blickwinkel reproduzieren stereotype Rollenbilder der Menschen mit Behinderungen - sie sind "in den Medien in eine Rolle gedrängt und auf sie festgelegt" (Mürner 2003:13).

3. Historische Annäherung

Das Phänomen der „Behinderung“ wurde im Laufe der Geschichte immer wieder neu definiert und verstanden. Der Begriff ist dabei immer das Ergebnis von komplexen historischen Konstruktionsprozessen. Diese zu beleuchten verschafft einen Überblick über die unterschiedlichsten Phänomene körperlicher und psychischer Differenz, die heute unter der Kategorie „Behinderung“ zusammengefasst werden. Besonders versprechend sind Zugangsweisen der *Dis/ability History*, die versuchen, „Behinderung“ zu historisieren und sie als kontingente, soziohistorische Konstruktion zu erfassen (vgl. Bösl 2009:1). Dieser Forschungsansatz versucht, die Leerstelle zwischen Historiografie und *Disability Studies* zu füllen, indem eine Vielzahl heterogener Erscheinungsformen von körperlicher Differenz thematisiert und als kontingent begriffen wird. Wie die Zuordnung zu der Kategorie „Behinderung“ verläuft und welche Folgen dies für die einzelnen Personen und die Gesellschaft hat, hängt vom historischen Kontext ab. Der Behinderungsbegriff vereint stets eine diskursive und materielle Dimension: „Materielle Tatbestände, Kräfte und Barrieren haben zweifellos Anteil an der Konstitution von Behinderung, jedoch stehen hinter jeder Form von Materialität immer auch wissenschaftliche und gesellschaftliche Diskurse“ (Bösl/Klein/Waldschmidt 2010:7).

Für die Rekonstruktion der Prozesse, wie diverse Diskurse Definitionen von „Behinderung“ hervorgebracht haben, sind die Arbeiten Foucaults zentral. Sein Werk liefert eine Fülle von Einsichten in gesellschaftliche Normierungs- und Disziplinierungspraktiken, die, indem sie

Abweichung herstellen, zugleich immer auch Normalität konstruieren (vgl. Waldschmidt 2006:43).

Der Rückgriff auf die Geschichte hat dementsprechend die Funktion „zu zeigen, dass das, was ist, nicht immer gewesen ist, das heißt, dass stets im Zusammenfluss von Begegnungen und Zufällen, am Faden einer zerbrechlichen und heiklen Geschichte sich die Dinge ausgebildet haben, die uns den Eindruck vermitteln, selbstverständlich zu sein“ (Foucault 2005:545). Es geht dabei um die Dekonstruktion von Universalien und Selbstverständlichkeiten: "Der Fokus der Analyse richtet sich (...) nicht auf das Erkennen von Objekten in ihrem 'natürlichen' Sein sondern auf die Dechiffrierung gesellschaftlicher Praktiken, die diese Objekte natürlich erscheinen lassen" (van Dyk 2004:156).

Der Analysebegriff „Behinderung“ steht für historische Darstellungen über angenommene körperliche, psychische oder mentale Differenzen, die als „Mängel“ gedeutet werden, aufgrund welcher Menschen in komplexen Benennungsprozessen der Kategorie „Behinderung“ zugeordnet werden (vgl. Bösl 2009:1). Die *Dis/ability History* versucht, sich von den traditionellen Geschichten der Medizin und des Sozialstaates über körperliche Differenz zu lösen und differenzierte Bilder zu entwerfen. Somit geht es um die Distanzierung von älteren Repräsentationen, die Menschen mit Behinderungen entweder als passive Opfer oder Helden und Heldinnen darstellen (vgl. Bösl 2009:3-5).

Diese neue Historiografie, die scheinbar naturgegebene Kategorisierungen und medizinische Diagnosen relativiert und umdeutet, bringt neue Forschungsfragen mit sich: „Wie wird das ‚Abweichende‘ vom ‚Normalen‘ abgegrenzt? Welche wissenschaftlichen Diskurse, politischen und sozialstaatlichen Interventionen wie auch institutionellen Kontrollmechanismen bestimmen den historischen Prozess der Entstehung einer Kategorie wie Behinderung? Welche Rolle spielen Machtverhältnisse und das (human)-wissenschaftliche Wissen? (...) Welche Repräsentationen, Codierungen und Performanzen werden wirksam? Und wie konstruiert die Mehrheitsgesellschaft im und durch das Entwerfen einer bestimmten Ikonografie von Abweichungen ihre Normalität?“ (Bösl/Klein/Waldschmidt

3.1. Frühgeschichte und Antike

Versucht man den Umgang der Gesellschaft mit Menschen mit Behinderungen in der Antike zu rekonstruieren, kann man nur annähernd gesicherte Feststellungen und Thesen treffen.

Man muss betonen, dass Quellenlage oft unzureichend ist und es Unterschiede zwischen einzelnen Staaten gab.

Waldschmidt bezweifelt aber, dass "es in den frühen menschlichen Gesellschaften so etwas wie eine distinkte Gruppe der '(Körper)-Behinderten' gegeben hat" (Waldschmidt 2012:719). Sie weist darauf hin, dass es kein altgriechisches Wort gibt, das allein „Behinderung“ bedeutet (vgl. Waldschmidt 2006:32).

Die Abweichungen wurden zum einen als Zeichen göttlicher Macht oder Prophetie gedeutet und zum anderen als Unheil und Ablehnungsgrund. Nach Mattner lassen sich im Altertum sowohl akzeptierende als auch exkludierende Praktiken vermuten. Er lehnt jedoch die These einer prinzipiellen „Behindertenfeindlichkeit“ in frühen menschlichen Gesellschaften ab (vgl. Mattner 2000:21). Vielmehr war es entscheidend, ob die Beeinträchtigung die Ausübung der sozialen Funktionen verhindert hat.

Petersen stimmt jedoch mit oben genannter These nicht überein und führt das Beispiel des antiken Sparta an, wo "die vollständige Ausgrenzung und Vernichtung von schwachen und behinderten Neugeborenen" herrschte (Petersen 2003:30). Belegt sind auch die Bräuche postnataler Selektion sowohl bei den Griechen, Römern, als auch bei den germanischen Stämmen (vgl. Waldschmidt 2006:33). Aristoteles zufolge sollte es ein Gesetz sein, „kein neugeborenes verkrüppeltes Kind aufzuziehen“ (zit.n. Kastl 2010:25).

3.2. Mittelalter und frühe Neuzeit

Auch im europäischen Mittelalter gab es den Begriff „Behinderung“ nicht, sondern bestimmte Abweichungen wurden konkret benannt, z.B. es war die Rede von gebrechlichen, schwerhörigen, blinden, buckligen usw. Bis zum 15. Jahrhundert galt Magie als geeignete Praktik im Kontext der körperlichen Abweichung. Die Medizin selbst interessierte sich dafür nicht (vgl. Barwig/Schmitz 2001:240). Die verkörperte Differenz wurde weniger als behandlungsbedürftiges medizinisches Problem, sondern viel mehr als transzendentes Zeichen angesehen, d.h.: "Einerseits galt (Behinderung) als Zeichen göttlichen Auserwähltseins und Weg zur Gnade Gottes, andererseits wurde sie in den Zusammenhang von (Erb-)Sünde, Strafe und Schuld gestellt" (Bernuth 2003:51).

„Behinderung“ wurde im Laufe des Mittelalters als ein öffentliches Spektakel inszeniert: Üblich waren Monstrositätenkabinette, Besuche von „Irrenanstalten“ und Zurschaustellung von Menschen mit Behinderungen auf Jahrmärkten. Einige Menschen mit geistigen

Behinderungen wurden auch als Narren an fürstlichen Höfen zur Schau gestellt (Waldschmidt 2012:720).

Die Ambivalenz hinsichtlich der körperlichen und geistigen Beeinträchtigung ist auch in der christlichen Tradition zu finden. Es entstanden einerseits die ersten Spitäler und Anstalten, die zum größten Teil von Geistlichen geführt wurden, andererseits wurden die Menschen mit geistigen Beeinträchtigungen als vom Teufel oder Dämonen in Besitz Genommene betrachtet: „Das 'Abnorme' wurde mit dem Dämonischen in Verbindung gebracht, da die Betroffenen von dem Aberglauben abwichen, der Mensch sei nach dem Ebenbild Gottes erschaffen worden. (...) Menschen mit auffallend physischen Behinderungen bestätigten und verstärkten zudem die Annahme einer Zugehörigkeit zum Satan, deren 'kranke' Seele damit äußerlich in Erscheinung trat“ (Schmidt 2014:17). Offenbar wurden viele Menschen mit Behinderungen Opfer der Inquisition (vgl. Waldschmidt 2006:34).

Im Mittelalter entstanden auch Narrenhäuser und Narrentürme, in denen man die Menschen mit psychischen und geistigen Beeinträchtigungen hielt. Es ging dabei vorwiegend um die Aussonderung von Menschen mit Behinderungen aus der Gesellschaft. Speck betont: „Die Unterbringung in öffentlichen Häusern hatte mit einer pädagogischen Hilfe oder einer Behandlung nichts zu tun, sie diente der Verwahrung zum Schutz der Öffentlichkeit“ (Speck 2005:57).

Im Folge des Dreißigjährigen Kriegs stieg die Zahl der Menschen mit Behinderungen und entstanden die ersten Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen. Die Idee der sozialen Fürsorge und die gesetzlich geregelte „Armenpflege“ setzte sich zunehmend durch (Ritter 1991:31-32). Der Umgang mit Körperdifferenzen und geistigen Beeinträchtigungen schwankte zwischen Religion und Magie, Exklusion und Caritas.

3.3. Aufklärung

Die Zeit der Aufklärung war in erster Linie durch eine Durchsetzung säkularisierter und wissenschaftlicher Sichtweisen auf Körperdifferenzen gekennzeichnet. Der Glaube an göttliche Macht, die bisher die Deutung der Welt bestimmte, sollte durch die Doktrin des Rationalismus abgelöst werden: „Das unvollkommene, spekulative Wissen der Religionen sollte durch die objektiven, exakten Tatsachen der modernen Wissenschaften ersetzt werden“ (Mattner 2000:25). Der entstehende Kapitalismus und sich formierende Vertragsgesellschaft warf die Frage auf, was mit denjenigen geschehen soll, die nicht arbeitsfähig sind (vgl. Castel

1982:317). Für den philosophischen Diskurs der Aufklärung war es grundlegend, dass der Mensch fähig ist, „das eigene Handeln unabhängig von Bedürfnissen, Emotionen und Motivationen, kurz, unabhängig von der "Sinnenwelt" auszurichten (Waldschmidt 2003). Wenn der Mensch eine dauernde körperliche oder psychische Beeinträchtigung erwirbt, gerät seine Subjekthaftigkeit in Gefahr, wenn also „die Abhängigkeit von der menschlichen Natur seine Existenz bestimmt“ (Waldschmidt 2003). Das Problem war eng mit dem Autonomiegedanken und Selbstbestimmungsgedanken verbunden, also mit Schlüsselbegriffen der Aufklärung. Die bürgerliche Arbeitsgemeinschaft musste auch das Problem der Armut kontrollieren. Es wurde eine repressive Armutspolitik eingeführt, die materielle Not als selbstverschuldet dargestellt und Bettelei zur kriminellen Handlung erklärt hat (vgl. Waldschmidt 2012:720). Gleichzeitig wurde eine Anzahl von Anstalten gegründet, in denen Menschen mit Beeinträchtigungen in Massen untergebracht wurden (Waldschmidt 2006:35).

Nach der Ansicht der Aufklärungsprotagonisten, war eine Emanzipation des Menschen nur mittels Bildung und Erziehung zu bewerkstelligen. Es ist zu dieser Zeit auch die Idee geboren, dass auch Kinder mit Behinderungen erziehungs- und bildungsberechtigt sind (vgl. (Greving, Ondracek 2005:36). Das 18. Jahrhundert wird somit als das "pädagogische Jahrhundert" bezeichnet, weil zu dieser Zeit glaubte, dass Bildung und Erziehung den "neuen Menschen" schaffen können (Herrmann 1981:62). Für die Pädagogik der Aufklärung waren die Ideen von John Locke zentral, der "als Sensualist die Bedeutung der Sinne für Wahrnehmung, Denken und Erkenntnis als zentral hervorhob. Die Aussage, dass Ideen nicht etwa göttlichen Ursprungs, also angeboren seien, sondern durch sinnliche Erfahrungen entwickelt und aufgebaut werden, eröffnete eine radikal neue Sicht auf die Entwicklungsfähigkeiten jedes Menschen und unterstrich zugleich die Notwendigkeit von Erziehung und Bildung" (Ellger-Rüttgardt 2008:23).

In der Zeit der Aufklärung liegen die Anfänge der Bildung von Menschen mit geistigen Beeinträchtigungen (Ellger- Rüttgardt 2008:26). Im deutschsprachigen Raum war es Johann Heinrich Pestalozzi, der mit seiner Theorie der allgemeinen Menschenbildung zu den Mitbegründern der Heilpädagogik gehört. In Schrift und Tat hat er vermittelt, dass alle Menschen einen Anspruch auf Bildung und Entfaltung haben (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008:25).

3.4. 19. Jahrhundert

Die fortschreitende Industrialisierung brachte „die soziale Frage“ mit sich, bei der Gesundheitsschädigungen als Folgen der frühindustriellen Arbeits- und Lebensbedingungen

eine große Rolle spielten (vgl. Waldschmidt 2006:35). Die körperlichen und geistigen Beeinträchtigungen waren eng mit der Problematik der Armut und Verelendung verbunden. Die arbeitsunfähigen Menschen waren einer repressiv-kontrollierenden Armenfürsorge ausgesetzt, die auf den Zwang zur Lohnarbeit ausgerichtet war (vgl. Fandrey 1990:105). Bemerkenswert ist, wie rasant in dieser Zeit fürsorgerische (vorwiegend geschlossene) Anstalten entstanden sind. Fandrey gibt Daten von 1885 wieder, nach der „im deutschen Reich bei einer Gesamtbevölkerung von 47 Millionen fast 300.000 Menschen in der geschlossenen Armenfürsorge untergebracht waren. 42% von diesen waren aus gesundheitlichen Gründen hilfsbedürftig“ (Fandrey 1990:108). Diese vorwiegend christlich-karitative Anstalten entstanden als Reaktion auf die steigende Verarmung der Bevölkerung und ihre prekäre soziale Lage. Diese sog. "Idiotenanstalten", bzw. "Schwachsinnigenanstalten" nahmen sowohl Kinder als auch Erwachsene mit psychischen und geistigen Beeinträchtigungen (vgl. Droste 1999:18). Diese Einrichtungen wandelten sich dabei in reine Pflege- und Verwahanstalten, ohne den früheren Bildungscharakter. Die erste „Idiotenanstalt“ in Deutschland wurde 1835 in Wildberg vom Stadtpfarrer Haldenwang gegründet. 1880 wurde die kommunale Idiotenanstalt der Stadt Berlin, die mit der Irrenanstalt Dalldorf verbunden war, gegründet (Ellger-Rüttgardt 2008:149). Erziehungsdirektor von dieser Anstalt wurde Hermann Piper, der "durch Selbststudium und großen Fleiß (...) die Idiotenanstalt von Dalldorf (später Wittenau) zu einer anerkannten 'Musteranstalt' machte", die auch von vielen Fachleuten besucht wurde (Ellger-Rüttgardt 2008:150).

Im 19. Jahrhundert hat sich auch das neue „biologisch-anthropologische“ Wissen vom Menschen herausgebildet. Nach Schäper wurde "das Begriffspaar 'gesund' und 'krank' (...) zu einem alle Humanwissenschaften durchdringenden ideologischen Deutungsmuster und zur Grundlage für die Entstehung der Psychopathologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Schäper 2006:144). Diese Abgrenzung verband sich mit dem Begriffspaar „normal“ und „abnorm“ und zeugte von dem steigenden Einfluss von Medizin auf die weite Teile der Gesellschaft. „Behinderung“ wurde biologistisch und ganz unabhängig von Kultur und Gesellschaft definiert. Speck zufolge betonte diese medizinische Betrachtungsweise „die Fixiertheit des körperlichen Defektes (Speck 2003:43), also seine Unveränderlichkeit.

Die „Behinderung“ wurde als homogene, abgegrenzte biologische Kategorie hervorgebracht und wissenschaftlich unterlegt: „Infolge der Entdeckung des Körpers als Objekt der Medizin kam es (...) zur Herausbildung sowohl eines statistischen Normalkörpers als auch eines

Normkörpers. Eine abstrakte Biologie legt fest, wie ein Körper normalerweise morphologisch gestaltet ist, welche anatomische Struktur er hat und wie er funktioniert“ (Dederich 2007:66).

In dieser Zeit gewannen auch Sozialdarwinismus und Degenerationstheorien an Einfluss. Dederich verweist darauf, dass „es seit dem 19. Jahrhundert ein Denken gibt, in dem Momente der Ästhetik und Physiognomik des normierten Körpers, Fragen gesellschaftlich-ökonomischen Nutzens und einer in die Tiefe gehenden Entzifferung des Körpers bis hin zu seinen Vererbungsgesetzen ineinander greifen. Gegenüber der zu wahren, zu schützenden Normalwelt wird das Individuum mit abweichendem Körper zum Zerrbild oder zur Minusvariante des Lebens; zu einer Abart des Menschen, einem manchmal dem Tier gleichgesetzten, manchmal noch unterhalb der Tierwelt angesiedelten Wesen“ (Dederich 2007:100)

Auf das Ende des 19. Jahrhunderts fiel der Höhepunkt der Verbreitung der Teratologie, der Lehre von den angeborenen Fehlbildungen. Dazu trug die steigende Zahl der anatomischen Sammlungen bei, wie die wohl bekannteste Sammlung des Pathologen Rudolf Virchow (vgl. Dederich 2007:100). Zu dieser Zeit haben auch „die Freak-Shows“ eine große Popularität gewonnen. Bis ins das 20. Jahrhundert hinein wurden auf Jahrmärkten oder im Zirkus „monströse Wesen“ vorgeführt (vgl. Waldschmidt 2006:36). Diese Präsentationen der körperlichen Differenz in „Freak-Shows“ und medizinischen Sammlungen hatten nach Dederich verschiedene Funktionen erfüllt: „Ihr ästhetisches Arrangement, das sie als spektakuläre Objekte eines überlegenen Wissens rekontextualisierte, führte zur Bestätigung und Verfestigung einer spezifischen Normalität in der Kultur der Betrachter“ (Dederich 2007:101).

Worauf *Dis/ability History* verweist, gab es zu dieser Zeit Versuche von Menschen mit Behinderungen, sich selbst zu organisieren und Widerstand zu leisten. In Deutschland haben die Blinden als erste Gruppe gegen das Anstaltsmodell und die entmündigende Behandlung Widerstand geleistet. Im angloamerikanischen Raum waren es die Gehörlosen, die ab 1880 Selbsthilfevereinigungen gründeten (vgl. Waldschmidt 2012:725).

Im 19. Jahrhundert entstanden auch in Polen die ersten Schulen für Kinder mit Behinderungen. 1817 wurde in Warschau eine Schule für gehörlose Kinder gegründet (vgl. Marcinkowska 2015:207).

3.5. Zwischenbilanz

Die historische Analyse zeigt, welche unterschiedliche Bedeutungen der „Behinderung“ in der Geschichte zugekommen sind. Die Historisierung der körperlichen Differenz ermöglicht, „Behinderung“ als soziokulturelle Konstruktion und gesellschaftliche Differenzkategorie zu fassen und zu zeigen, dass nicht beeinträchtigungsspezifische Aspekte für unsere Wahrnehmung entscheidend sind, sondern die gesellschaftlichen Thematisierungs- und Regulierungsweisen (vgl. Waldschmidt 2006:39). Der Zugang von *Dis/ability History* analysiert nicht nur die Art und Weise, wie Gesellschaften mit Menschen verfahren, die als „behindert“ klassifiziert werden, sondern auch wie die konstruierte Kategorie „Behinderung“ das menschliche Zusammenleben in Gesellschaften und den Umgang mit Unterschieden gestaltet (vgl. Bösl 2009:1). Verkörperte Andersheiten lassen sich somit als Elemente im historischen Prozessen erfassen: als Produkte kultureller Werte, Erwartungen und Praktiken und Ergebnisse materieller Kräfte und Barrieren. Vom historischen Kontext hängt ab, wie die Zuordnung zur Kategorie „Behinderung“ erfolgt und welche Folgen dies für einzelne Menschen und die ganze Gesellschaft hat (vgl. Bösl 2009:2). Durch historische Analyse werden scheinbar naturgegebene Dichotomien „behindert/nicht behindert“ und „gesund/krank“ relativiert.

Anne Waldschmidt betont dabei, dass „sich nicht nur eine Unmenge von *Geschichten* über Behinderung erzählen, sondern tatsächlich auch eine *Geschichte der Behinderung* rekonstruieren lässt, die nicht dem Rehabilitationsparadigma verhaftet bleibt, sondern Behinderung in den allgemein gesellschaftlichen Kontext zu stellen vermag“ (Waldschmidt 2006:31).

Die *Dis/ability History*, die ihre Ansätze vorwiegend aus den kritischen *Disability Studies* bezieht, lehnt das individuelle⁵ Modell der „Behinderung“ ab, das sich auf die medizinisch definierte Beeinträchtigung konzentriert. In dieser Hinsicht erweisen sich dagegen das soziale Modell und das kulturelle Modell der *Disability Studies* als produktiv.

Im Folgenden werden unterschiedliche Modelle der „Behinderung“ skizziert. Es erfolgt auch eine Auseinandersetzung mit den für diese Arbeit zentralen Konzepten „Normalismus“ und „Normalität“.

⁵ Zu Begrifflichkeiten siehe Kapitel 4.1.

4. „Behinderung“ in der Theorie: Modelle und Auseinandersetzungen

Der Begriff „Behinderung“ ist sowohl im alltäglichen als auch im wissenschaftlichen Diskurs ein äußerst geläufiger Terminus, der oft unreflektiert und breitgefasst verwendet wird. Das jeweilige gesellschaftlich und politisch gebrauchte Verständnis von „Behinderung“ hat in weiterer Folge Auswirkungen darauf, wie Menschen mit Behinderungen sich selbst sehen und von anderen gesehen werden. Der Behinderungsbegriff weist eine große Variabilität von Definitionsmöglichkeiten auf, so dass man von unterschiedlichen Sichtweisen und Modellen sprechen kann, die anhand diverser Dimensionen untersucht werden. Es handelt sich um einen „medizinischen, psychologischen, pädagogischen, soziologischen sowie bildungs- und sozialpolitischen Terminus, der in den jeweiligen Kontexten seiner Verwendung unterschiedliche Funktionen hat und auf der Grundlage heterogener theoretischer und methodischer Voraussetzungen formuliert wird“ (Dederich 2009:15). Eine eindeutige Definition von Phänomen der „Behinderung“ wird auch durch unklare Abgrenzungen zu Begriffen wie Krankheit und Beeinträchtigung gehindert. Diesbezüglich kann man feststellen, dass es keine „Behinderung“ an sich gibt, sondern was „Behinderung ist, wird abhängig von dem Standpunkt, von dem aus ein bestimmter Sachverhalt klassifiziert wird“ (Schillmeier 2007:79).

Um zu einem reflektierten Umgang mit dem Behinderungsbegriff zu gelangen, bedarf es einer kritischen Analyse vorhandener Modelle und dessen Konstitutionsbedingungen. Anschließend werden medizinische, soziale und kulturelle Interpretationen von „Behinderung“ ausdifferenziert und analysiert.

4.1. Das medizinische/individuelle⁶ Modell von „Behinderung“

Das individuelle/medizinische Modell geht davon aus, dass die „Behinderung“ ein Problem der betroffenen Person ist und medizinischer Korrekturmaßnahmen, Förderung und Unterstützung bedarf (vgl. Bruner 2005:48). „Behinderung“ wird dabei mit einer körperlichen Schädigung (*impairment*) gleichgesetzt. 1980 entwickelte die WHO die „Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps“ (ICIDH), welche zwischen Schädigung

⁶ Die Begriffe „das medizinische Modell“ und „das individuelle Modell“ werden in der Arbeit abwechselnd verwendet. Die Auswahl der Begrifflichkeiten wurde in Anlehnung an Waldschmidts Modelle der „Behinderungen“ getroffen, die dadurch auf zwei Ebenen der medizinisch-individuellen Perspektive auf „Behinderung“ hinweist: „(Diese Perspektive) setzt Behinderung mit der körperlichen Schädigung oder funktionalen Beeinträchtigung gleich und deutet sie als schicksalhaftes, persönliches Unglück, das individuell zu bewältigen ist“ (Waldschmidt 2005:17).

(*impairment*), Beeinträchtigung (*disability*) und Benachteiligung (*handicap*) unterschied (vgl. Waldschmidt 2005:15).

Die körperliche Differenz wird im medizinischen Modell anhand klinischer Maßstäbe als Abweichung vom „Normalzustand“ bestimmt (vgl. Zinsmeister 2007:75). Aus dieser Perspektive soll „der Mangel“ durch diverse Eingriffe und Förderungen beseitigt werden, um die Abartigkeit zu verringern: „The adjustment and adaptation of disabled individuals to a life 'as near normal' as possible“ (Thomas 2002:41). Im medizinischen Modell ist „Behinderung“ das individuelle Problem einer Person, welches durch eine Tragödie – Krankheit, Vererbung oder Unfall – hervorgerufen wurde. Die körperliche Differenz wird in der Regel zur Haupteigenschaft einer Person erhoben, hinter der weitere Merkmale zurückbleiben (vgl. Hermes 2006:16). Nach Waldschmidt befinden sich die Menschen mit Behinderungen häufig „in untergeordneten Positionen und machen Erfahrungen der Abhängigkeit und Herabwürdigung. (...) Sie sind schnell Objekt von Fürsorge und Paternalismus und gelten eher nicht als Wesen, die zur Selbstbestimmung fähig sind“ (Waldschmidt 1999:24). Auf der Basis eines reduktionistischen Menschenbildes gilt die „Behinderung“ im medizinischen Modell als eine stabile, am Individuum festgemachte Eigenschaft, die geheilt oder beseitigt werden soll (vgl. Schillmeier 2007:79). Es wird impliziert, dass der Mensch eine Hilfe braucht, um sein Leiden zu lindern.

Soziale Einschränkungen oder Beteiligung des sozioökonomischen Umfeldes an der Entstehung der „Behinderung“ werden ausgeblendet und als Folge einer Dysfunktion gesehen: „Die Gesellschaft kommt in diesem Modell nur insofern ins Spiel, als allgemein vorhandene Vorurteilsstrukturen als hinderlich für das individuelle *Coping-Verhalten* und die Annahme einer behinderten Identität betrachtet werden“ (Waldschmidt 2005:17). Das Problem wird im Individuum verortet und die Lösung des Problems liegt in einer Medikalisierung in Form einer individuellen Behandlung. In diesem Modell herrscht die Vorstellung, dass das Problem beseitigt wird, wenn die Behandlung oder die Anpassung an die Gesellschaft erfolgreich verläuft (vgl. Hermes 2006:17).

Das medizinische Modell von „Behinderung“ wurde vielfach kritisiert. Britische WissenschaftlerInnen formulierten vier Kritikpunkte der International Classification of Impairments, Disabilities, and Handicaps (ICIDH) gegenüber, die auf diesem Modell beruht: Erstens beruht die Klassifikation primär auf medizinischen Definitionen und benutzt einen einseitigen biophysischen Begriff von Normalität; zweitens wird die individuelle Schädigung

(*impairment*) als einzige Ursache von Beeinträchtigung (*disability*) und Benachteiligung (*handicap*) angesehen; drittens zwingt sie Menschen mit Behinderungen in abhängige Positionen und viertens erwartet sie von ihnen, sich an die geltenden Normen anzupassen (vgl. Waldschmidt 2005:16).

Kritisiert wird auch die Orientierung an unhinterfragten Normvorstellungen der Gesellschaft. Schillmeier beschreibt eine dreifache Normalität von „Behinderung“: in diesem Modell wird „Behinderung“ als naturgegeben und damit „normal“ betrachtet, sie wird im Individuum lokalisiert und die Überwindung einer „Behinderung“ erscheint als gesellschaftlich „normal“ (vgl. Schillmeier 2007:80).

4.2. Das soziale Modell von Behinderung

Aufgrund der oben diskutierten Kritikpunkte am medizinischen Modell kam es zur Radikalisierung der Debatte um „Behinderung“ und zur Entwicklung des sozialen Modells, das in den Theoriedebatten im Rahmen der *Disability Studies* vertreten wird. Dieses wurde vorwiegend von den AktivistInnen der Behindertenbewegung – ausgehend von Großbritannien und den USA – geprägt. Es ging primär um die Herstellung von sozialer Gerechtigkeit und Entwicklung einer neuen Perspektive hinsichtlich des Verständnisses von "Behinderung". Im Zentrum des sozialen Modells steht die Annahme, dass „Behinderung“ keine Folge medizinischer Abweichung von der Norm ist, sondern das Ergebnis eines ausgrenzenden Gesellschaftssystems (vgl. Waldschmidt 2005:18).

In den 1970er Jahren entstand in Großbritannien die Union der Körperbehinderten gegen Segregation (Union of Physically Impaired Against Segregation, kurz: UPIAS), die „Behinderung“ als Effekt sozialer Barrieren definiert hat: „In our view, it is society which disables. (...) Disability is something imposed on top of our impairments by the way we are unnecessarily isolated and excluded from full participation in society. Disabled people are therefore an oppressed group in society” (Shakespeare 2013:2012).

Im Kerngedanken des sozialen Modells wird zwischen *impairment* als Beeinträchtigung und *disability* als "Behinderung" unterschieden, ähnlich der „*sex-gender*“ Abgrenzung. Während die Beeinträchtigung die medizinisch diagnostizierbare Ebene objektiver Schädigungen darstellt, wird „Behinderung“ als Produkt sozialer Organisation definiert (vgl. Kastl 2010:49). Dem sozialen Modell nach besteht keine kausale Beziehung zwischen diesen Kategorien: aus *impairment* muss nicht zwangsläufig *disability* folgen. Dass Menschen mit diversen

Beeinträchtigungen aufgrund von institutionalisierten Prozessen der sozialen Benachteiligung an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden, muss keine Gesetzmäßigkeit sein (vgl. Waldschmidt 2007:179).

„Behinderung“ als soziales Phänomen bezeichnet einen aktiven Prozess des Besondere-machens⁷ (Schildmann 2001:8). Deswegen wird die Verantwortung von Gesellschaft postuliert, die sich ändern muss und nicht der/die Einzelne. Das Modell ermöglicht, Hindernisse und Barrieren in der Gesellschaft sichtbar zu machen und „Behinderung“ im Außen zu verorten. Dies hat bedeutende Konsequenzen für den Umgang mit Menschen mit Behinderungen: „Wenn wir (...) Behinderung als ein Produkt der Kultur und der Vorstellungen einer Gesellschaft erforschen, werden wir unsere Kräfte darauf konzentrieren, diese Vorstellungen zu verändern und positivere Darstellungen behinderter Menschen in der Öffentlichkeit zu erreichen“ (Priestley 2003:7).

Das Modell macht auch "Behinderung" zum Thema der Bürgerrechts- und Menschenrechtspolitik. Es erfordert die Verschiebung des Blickwinkels: Menschen mit Behinderungen sind als AkteurInnen zu begreifen, die ihre Rechte und gleichberechtigte Teilnahme am gesellschaftlichen Leben aktiv einfordern: „The social can thus be said to have a double purpose: to produce a scientifically valid sociological explanation of the situation and experiences of disabled people and to guide them in their actions for political change“ (Söder 2009:69).

Im Unterschied zum medizinischen Modell unterliegt die Behandlung der „Behinderung“ nicht dem Expertenwissen, sondern es wird an den Selbsthilfepotenzialen und Erfahrungen der Betroffenen angesetzt (vgl. Waldschmidt 2005:19). Menschen mit Behinderungen sind in dieser Perspektive keine passiven EmpfängerInnen von Hilfe, sondern mündige BürgerInnen, die zur Selbstbestimmung und zur aktiven Handlung fähig sind. Das behinderungspolitische Ziel besteht darin, die von Ausgrenzung betroffenen Menschen mit Behinderungen selbst in

⁷ Die Begriffe „besonders“, „besondere Bedürfnisse“ ist auch in *Disability Studies* umstritten. Köbsell plädiert dafür, von „besonderen“ Körpern zu sprechen: „Anders als das sonst in diesem Kontext oft verwendete 'beeinträchtigt' oder gar 'abweichend' enthält 'besonders' keine negative Wertung obwohl es auch eine Abweichung von der Normalität ausdrückt - allerdings im Sinne von 'ausgefallen', 'außerordentlich', 'eigen' – alles Begriffe die auf unsere Körper zutreffen und sogar ein gewisses Widerstandspotenzial beinhalten“ (Köbsell 2012:o.S.). Dagegen argumentiert Attia und weist darauf hin, dass der Begriff „Besondere“ mit dem Begriff „Andere“ gleichzusetzen ist und beide Begriffe eine Abweichung von der Norm markieren: „Die Perspektive der *Disability Studies* fragt danach, zu welchen Zeiten und an welchen Orten Körper (und dies schließt auch psychisch und kognitiv markierte Körper ein) als Besondere/Andere bezeichnet wurde und werden, welche Umstände dazu führten und führen, dass diese 'Anderen' bestimmter Handlungsmöglichkeiten beraubt und spezifischer Behandlungen zugeführt werden welche Erfahrungen in welchem Kontexten als 'anders', als nicht 'normal' gedeutet werden“ (Attia 2013:6-7).

die Lage zu versetzen, sich zu Wort in eigener Sache zu melden: „Die Perspektive von Empowermentprozessen bildet die selbstbewusste Artikulation eigener Ansprüche“ (Bruner 2005:49). Die Menschen mit Behinderungen befinden sich in der legitimierten Position, über eigene Erfahrung Auskunft zu erteilen. Nach Bruner ist jedoch die Perspektive, die sich aus dem sozialen Modell ergibt, nicht hinreichend, da sie zwar Defizitparadigma durch ein Kompetenzparadigma ersetzen möchte, die Betroffenheitsperspektive an sich aber nicht zu überwinden vermag (vgl. Bruner 2005:49).

Mit dem sozialen Modell der *Disability Studies* wurde ein neues Paradigma geschaffen, das "Behinderung" jenseits des Rehabilitationsansatzes konzipiert. Von dieser Perspektive wird betont, dass Menschen mit Behinderungen sozialpolitische Unterstützung und Förderung, den Abbau von Barrieren und rechtliche Gleichstellung benötigen.

Kritisiert wird am sozialen Modell, ähnlich der Debatte in *Gender Studies*, die Unterscheidung in biologische Schädigung (*impairment*) und sozial hergestellte „Behinderung“ (*disability*), die eine Trennung in „Natur“ und „Kultur“ reproduziert (vgl. Renggli 2005:88). Während „Behinderung“ der gesellschaftlichen Verantwortung zugerechnet wird, gilt die Beeinträchtigung als biologisch begründbar und daher als nicht weiter problematisierbar. Dadurch wird eine körpertheoretisch naives, dualistisches Verhältnis zwischen Körper und Gesellschaft postuliert (vgl. Waldschmidt 2005:21). Nach Huges und Paterson impliziert das soziale Modell die Körpervergessenheit, indem der Körper und damit 'impairment' der Medizin überlassen wird. Der Körper wird somit einem reaktionären, oppressiven Diskursfeld überantwortet und mit Störung und Dysfunktion gleichgesetzt: „The social model (...) actually concedes the body to medicine and understands impairment in terms of medical discourse. To recapture this lost corporal space without returning to the reactionary view that physicality determines social status, the social model requires to mount a critique of its own dualistic heritage and establish, as an epistemological necessity. That the impaired body is part of the domain of history, culture and meaning, and not – as medicine would have it – an ahistorical, pre-social, purely natural object“ (Hughes/Paterson 1997:326).

Problematisch ist im sozialen Modell auch eine Vorstellung, die die Menschen mit Behinderungen kollektiv auf ihre Rolle als Opfer von Diskriminierungs-, Stigmatisierungs- und Ausgrenzungsprozessen reduziert (vgl. Bruner 2005:50). Bruner postuliert daher für eine poststrukturalistisch informierte Auswertungsstrategie, die Annahme einer konsistenten

kollektiven Identität von Menschen mit Behinderungen hinterfragt: „Sie müssen nicht nur Opfer, sondern können durchaus auch Täter(innen) sein, wenn sie zum Beispiel ihrerseits Diskriminierungs-, Stigmatisierungs- und Ausgrenzungsprozesse initiieren – etwa über Abgrenzungen zu anderen Behinderungen beziehungsweise Differenzen“ (Bruner 2005:50).

Obwohl das soziale Modell den individuellen Ansatz kritisiert, der von einer persönlichen Tragödie ausgeht, muss es jedoch um eine affirmative Darstellung ergänzt werden, da es kein eindeutig positives Behinderungsverständnis anbietet. In einem affirmativen Modell dagegen wird „Behinderung“ als eine positive, produktive Erfahrung dargestellt und Begriffe wie Lebensstil, Kultur und Identität werden ins Behinderungsverständnis einbezogen (vgl. Swain/French 2000:578). Auf Basis dieser Kritik wurde das kulturelle Modell der Behinderung entwickelt.

4.3. Das kulturelle Modell der Behinderung

Der kulturwissenschaftliche Zweig der *Disability Studies* entwickelte sich vornehmlich in den USA innerhalb der poststrukturalistischen Geistes- und Kulturwissenschaften. Für den deutschsprachigen Raum ist besonders die Theoretikerin Anne Waldschmidt prägend, die mit Bezug auf die *Cultural Studies* eine kulturwissenschaftliche Sichtweise in den akademischen Diskurs über „Behinderung“ eingeführt hat. Die Perspektive von *Cultural Studies* wird „von einem fragmentierten, widersprüchlichen Kulturbegriff und die Betonung historisch spezifischer Macht- und Herrschaftsverhältnisse geprägt“ (Raab 2002:7). „Behinderung“ kann demnach bezüglich der diversen kulturellen Formen und der sozialen Hierarchisierungen analysiert werden.

Das kulturelle Modell versucht, die Trennung *impairment* und *disability* zu überwinden. Nicht nur „Behinderung“, auch die Ebene der körperlichen Schädigung wird als gesellschaftlich hergestellt angesehen: „Die medizinischen Kategorien, die im Rahmen des individuellen Modells für die ‚*impairment*‘ genannten körperlichen Merkmale benutzt werden, sind nicht ahistorische und gesellschaftsneutrale Gegebenheiten, naturwissenschaftliche oder gar ‚natürliche Tatsachen‘, sondern sie haben – wie Behinderung – ebenfalls ihre Geschichte, ihre kulturelle Bedeutung und ihre sozialen Konstruktionsmodi“ (Waldschmidt 2005:25). Sowohl *disability* als auch *impairment* sind diskursiv hergestellte Phänomene, die in Macht-Wissen-Formationen integriert werden.

In kulturwissenschaftlicher Perspektive wird versucht, die Kategorisierungsprozesse selbst in Frage zu stellen, kulturelle Hintergründe der ausgrenzenden Praktiken zu analysieren und einwirkende Machtprozesse zu beleuchten (vgl. Dannenbeck 2007:116). Es geht um die Kritik des „klinischen Blicks“, d.h. die Dekonstruktion ausgrenzender Wissensordnungen und der dadurch konstituierten Realität (vgl. Waldschmidt 2009:130). Das Interesse richtet sich dabei auf das Verhältnis von „Behinderung“ und „Normalität“ als einander bedingende Begriffe: „Behinderung wird als sozial hergestellter Proze[ss] konzipiert, in dem Normalität und Behinderung Teile des gleichen Systems darstellen und stets aufeinander angewiesen sind“ (Tervooren 2000:317). Nicht nur "Behinderung", sondern auch die gemeinhin nicht hinterfragte „Normalität“ soll in den Blickpunkt der Analyse rücken (vgl. Waldschmidt 2005:25). Nicht die Menschen mit Behinderungen als Randgruppe, sondern die Mehrheitsgesellschaft wird zum Untersuchungsgegenstand, um zu beleuchten, wie Wissen über den Körper produziert wird, wie „Normalitäten“ und „Abweichungen“ konstruiert werden und wie neue Subjektbegriffe geschaffen werden (vgl. Waldschmidt 2005:27).

Außerdem wird im kulturellen Modell die Universalität der Behinderungserfahrung hinterfragt, d.h. es wird kritisiert, dass Menschen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen in eine Kategorie der 'Behinderten' zusammengefasst werden, wie z.B. in den Rehabilitationswissenschaften, die an der Produktion von normativem Wissen über „Behinderung“ teilnehmen (vgl. Waldschmidt 2006:12). Das kulturelle Modell unterstreicht, dass Erfahrungen der Menschen mit Behinderungen unterscheiden sich u. a. nach den körperlichen und geistigen Fähigkeiten, dem Geschlecht, Alter, ethnischen Hintergrund, sexueller Orientierung usw.

Diese Perspektive betont auch die Relativität und Historizität von Stigmatisierungsprozessen. Identität in dieser Hinsicht wird als kulturell geprägt und von Deutungsmustern bestimmt, verstanden. „Behinderung“ wird als „heuristisches Moment (benutzt), dessen Analyse kulturelle Praktiken und gesellschaftliche Strukturen zum Vorschein (bringt), die sonst unerkannt geblieben wären“ (Waldschmidt 2005:26).

In diesem Modell wird auch betont, dass Sozialleistungen und Bürgerrechte allein nicht genügen, um Teilhabe und Anerkennung zu erreichen, vielmehr bedarf es auch der neuen kulturellen Repräsentationen. Gesellschaftliche Akzeptanz kann nur dann erreicht werden, wenn Menschen mit Behinderungen als integraler Teil der Gesellschaft angesehen werden und nicht als eine zu integrierende Minderheit. Waldschmidt betont, dass "nicht nur die

Politik, sondern auch Lebenswelt und Diskurs aufgefordert (sind), den soziokulturellen Wandel zu bewirken, der notwendig ist, um Behinderung als stigmatisierte Lebenslage zu überwinden“ (Waldschmidt 2005:27).

Am kulturellen Modell wird kritisiert, dass im Prozess der Diskursivierung der fühlbare, materielle Körper übersehen wird. Es besteht eine Gefahr, dass das Individuum dadurch gar nicht mehr konkret angesprochen wird, sondern sich gewissermaßen im diskursiven Geflecht auflöst. Hughes und Paterson plädieren deswegen dafür, außer einer poststrukturalistischen Perspektive auch Ansätze aus der Phänomenologie heranzuziehen, um körperliche Erfahrungen und materielle Leiblichkeit wieder zu thematisieren (vgl. Hughes/Paterson 1997:333).

Nachdem in diesem Kapitel ein Überblick über unterschiedliche Modelle von „Behinderung“ gegeben wurde, folgt im nächsten Abschnitt ein Einblick in den Diskurs zum Thema Normalität.

5. Verhältnis von Behinderung, Norm und Normalität

Die zentrale Frage der *Disability Studies* lautet: Auf welche Art und Weise und aus welchen Gründen konstituiert sich der Tatbestand „Behinderung“ als prononciertes Gegenteil des Normalen (vgl. Waldschmidt 2007:66)? Die Wahrnehmung von „Behinderung“ setzt die Etablierung eines Normalfeldes voraus (vgl. Link 1996:75). In einer Gesellschaft, in der ein bestimmtes Konzept der Norm angewendet wird, werden Menschen mit Behinderungen als Abweichung von dieser Norm angesehen. Daher muss die Vorstellung über Normalität analysiert werden, um die Zuschreibungsprozesse der Kategorie „Behinderung“ zu untersuchen. Nach Davis ist diese „Tyrannei der Norm“, die über den Körper erzeugt wird, zweifach wirksam: „Über den ‚anormalen‘ Körper von Menschen mit Behinderungen an sich sowie über die ‚negative Auswirkung‘ dieses Körpers auf die Ausbildung und Erhaltung bestimmter, für wesentlich angesehener Fähigkeiten und Eigenschaften“ (Davis 1997:13).

5.1. Foucault: Biopolitik der Behinderung

Bei der Rekonstruktion der Herausbildung von Körnernormen wird in den *Disability Studies* oft auf die Arbeiten von Michel Foucault zurückgegriffen. Im Rahmen seiner Arbeiten über Bio-Politik und Bio-Macht hat Foucault das Konzept der Normalisierungsgesellschaft entwickelt, dessen Produkt "Behinderung" ist. Die Normen sind in dieser Hinsicht

“keineswegs als Naturgesetz” zu verstehen, sondern dienen vielmehr der Legitimierung von Machtansprüchen (vgl. Foucault 2003:71).

Mit dem Konzept der Bio-Macht wurde ein Gegenmodell zu einer von Foucault als "juridisch-diskursiv" bezeichneten Machtkonzeption geschaffen (Foucault 1992:103). Darunter versteht er eine Form von Macht, die sich um die Regulierung der Bevölkerung dreht und auf die Kontrolle des Lebens ausgerichtet ist. Bio-Macht umfasst somit diverse Strategien des Lebensregierens, wobei Regierung „die Gesamtheit der Institutionen und Praktiken (ist), mittels derer man die Menschen lenkt“ (Foucault 1997:118). Nach Foucault existiert kein einzelnes Subjekt das die Macht ausübt, sondern sie kommt von überall und umfasst alle: "Die Macht ist nicht eine Institution, ist nicht eine Struktur, ist nicht eine Mächtigkeit. Die Macht ist der Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt. (...) Die Machtbeziehungen verhalten sich zu anderen Typen von Verhältnissen (ökonomischen Prozessen, Erkenntnisrelationen, sexuellen Beziehungen) nicht als etwas Äußeres, sondern sind ihnen immanent" (Foucault 1992:93).

Foucault unterscheidet zwei Formen von Bio-Macht: die Disziplinarmacht und die Bio-Politik. Das Konzept der Bio-Politik bezeichnet „den Eintritt des Lebens und seiner Mechanismen in den Bereich der bewußten Kalküle und die Verwandlung des Macht-Wissens in einen Transformationsagenten des menschlichen Lebens“ (Foucault 2002:170). Dazu zählen regulierende Praktiken wie die Überwachung der Fortpflanzung, das Erstellen von Geburten- und Sterblichkeitsraten, das Angleichen des Gesundheitsniveaus oder das Erfassen der Lebensdauer (vgl. Foucault 2012:135).

Der disziplinierte Körper, die Zielscheibe von Disziplinarmacht, ist keine Naturtatsache, sondern wird durch Diskurse und in Diskursen konstruiert. In *Überwachen und Strafen* analysiert Foucault, wie sich Disziplinartechniken in Armee, Fabrik, Krankenhaus und Schule des menschlichen Körpers bemächtigen und wie durch Techniken der hierarchischen Überwachung, der normierenden Sanktion und Prüfung, gefügsame, normierte und vor allem produktive und effiziente Körper geschaffen werden (vgl. Foucault 1989:168). Am Beispiel des Gefängnisses und der Psychiatrie zeigt Foucault, wie sich in den modernen Gesellschaften eine neue Form der Macht etabliert hat, die an die Stelle der äußeren Überwachung und Gewalt auf die Selbstdisziplinierung setzt.

Im Anschluss an Foucault lässt sich daher "Behinderung" als Produkt gesellschaftlicher Disziplinierung und Machtpraktiken begreifen: „Mit Foucault den behinderten Körper zu

analysieren, heißt herauszuarbeiten, dass es ihn als definierbare, abgrenzbare und erkennbare Einheit, kurz: als soziales Phänomen erst dann geben kann, wenn sich entsprechende Episteme und Wissensformen, diskursive Strategien und Machtpraktiken um ihn herum verdichten“ (Waldschmidt 2008:5805). Die Macht besetzt den Körper, indem sie ihn durchdringt, analysiert, klassifiziert und kategorisiert. Macht geht gewissermaßen durch den Körper hindurch und gleichzeitig üben Körper Macht aus: „Macht/Wissen-Formationen regulieren und beschränken einerseits das Wissen vom Körper, sie konstruieren Körperbilder und beeinflussen Körpererfahrung, andererseits bringen sie aufgrund der Positivität und Produktivität von Macht auch Neues hervor, zum Beispiel neuartige Grenzziehungen zwischen dem, was als „ganz normal“, „noch normal“ oder „anormal“ zu gelten hat“ (Waldschmidt 2010:51).

Foucault beschreibt Disziplinarmacht als potenziell produktiv und nicht bloß repressiv, um zu zeigen, dass nicht nur der Staat der Ort der Machtbeziehungen ist, sondern auch die Zivilgesellschaft: „Staatliches Handeln (ist) immer nur ein Segment des gesellschaftlichen Machtspiels“ (Waldschmidt 2006:41).

Nach Waldschmidt ermöglicht Foucaults These, dass Macht und Wissen zwei miteinander verflochtene Konzepte sind, die Konstruktion der Kategorie „Behinderung“ zu beleuchten. Beispielsweise ist „die Orthopädie nicht als eine heroische Disziplin im Dienste ‚verkrüppelter Kinder‘ aufzufassen, sondern als eine *orthopaedic power base*“ (Waldschmidt 2006:41). Ein detailliertes Wissen eröffnet neue Möglichkeiten der Kontrolle, die wiederum weiteres Wissen ermöglicht.

Auf Foucault beruft sich auch Nicholas Mirzoeff, der darauf aufmerksam macht, dass die Sichtbarkeit der körperlichen Differenz überhaupt erst produziert werden muss, damit sie als Symptom des Defizits wahrgenommen werden kann. Er gibt das Beispiel der Gebärdensprache⁸ und der Konstitution der Gehörlosen als einer hilfsbedürftigen Gruppe an (vgl. Mirzoeff 1995:50-52). Die heute als selbstverständlich erscheinende Verbindung zwischen der Gebärdensprache und der Deutung ihrer Nutzung als Zeichen des Mangels und

⁸ In den 1960er Jahren entwickelte sich die wissenschaftliche Disziplin der *Deaf Studies*, die sich mit der Sprache und Kultur der Gehörlosengemeinschaften beschäftigt. Die AnhängerInnen der *Deaf Studies* plädieren für eine kulturelle Auffassung von Gehörlosigkeit, die „Gehörlose als linguistische, kulturelle und/oder ethnische Minderheit (sieht), die über ihre eigene Sprache – Gebärdensprache – und ihre eigenen Werte und Normen verfügt. (...) Die Behinderung entsteht erst im Aufeinandertreffen mit Mitgliedern der hörenden Mehrheitsgesellschaft, die im Regelfall der Gebärdensprache nicht mächtig sind“ (Chacón 2015:75-76).

der Beschränkung, erweist sich als systematisch konstruiert: "Als Produkt eines 'framing', einer bestimmten Weise von Kontextualisierung" (Waldschmidt 2006:7).

Wie Foucault in *Überwachen und Strafen* gezeigt hat, wird Sichtbarkeit sowohl in der Klinik als auch im Gefängnis zum wesentlichen Machtapparat. Man kann auch behaupten, dass Klinik und Gefängnis „Prototypen der Disziplinarmacht sind, aus denen heraus sich die Institutionen der Behindertenhilfe entwickelt haben“ (Waldschmidt 2006:8). Ihr historisches Vorbild war die psychiatrische Anstalt, die beide Aufgaben – Erkenntnisgewinnung und Kontrollieren – erfüllt hat.

5.2. Normalismus und Normativität

Im 20. Jahrhundert wurden zwei Arten von Normen formuliert: die "normativen Normen" und die "normalistischen Normen" (vgl. Waldschmidt 2003:87). Mit der Normativität ist die Wirkmächtigkeit von sozialen und juristischen Normen gemeint, also die Vorstellung, dass eine gesellschaftliche Regel existiert, die durchgesetzt werden soll (vgl. Peuckert 2003:82). Die normative Norm ist eine soziale Vorschrift, die von außen gesetzt ist und der Schaffung von Stabilität, Anpassung und Konformität dient (vgl. Waldschmidt 2003:87).

Normalität ist hingegen als eine Durchschnittsnormalität zu definieren, die den Vergleich mit anderen beinhaltet. „Normalistische Normen stellen das Individuum vor die Frage: Wer oder wie bin ich, und wie handle ich im Vergleich zu den anderen? Sie meinen nicht regelgerechtes, sondern eher regelmäßiges Verhalten" (Waldschmidt 2003:192). Als der Gegenpol von "Normalität" wird mittels diskursiver Praktiken "Abweichung" konstruiert: „Das Normale ist ein Konstrukt des Denkens, das durch regelgeleitete Beobachtung die Anomalie aufspürt“ (Dederich 2007:131). Der zentrale Unterschied zwischen den normativen und normalistischen Normen ist, dass soziales Handeln jeweils unterschiedliche Reihenfolgen aufweist. Die normative Norm erzwingt eine von außen gesetzte Regel und ein gleiches Verhalten: "Es wird verlangt, dass ich mich so verhalte." Im Falle der Normalität dagegen führt das gleiche Verhalten einer großen Anzahl von Menschen zu einer normalistischen Norm: "Das machen doch alle so, das ist doch normal." (vgl. Waldschmidt 2003:192).

Zwischen den Kategorien „Normativität“ und „Normalität“ gibt es sowohl deutliche Berührungspunkte wie auch signifikante Unterschiede. Dederich betont, dass die Kategorie der Normalität „auf den Prozess fortwährender Herstellung einer Mitte, eines Durchschnitts (verweist), der als Vergleichskriterium fungiert. Normativität hingegen eröffnet einen anderen

Blick auf gesellschaftliche Normalität. Sie gibt den Normen einen Vorrang und betrachtet menschliches Verhalten mit dem Blick auf die Frage, ob es normenkonform ist oder nicht“ (Dederich 2003:240).

An das Foucault'sche Körperkonzept und seine biopolitischen Überlegungen und Analysen der Normalisierungsgesellschaft knüpft Jürgen Link Systematisierung von Normalisierungsstrategien an. Er spricht in seiner Abhandlung *Versuch über den Normalismus* von zwei Strategien, die in der Normalisierungsgesellschaft zu unterscheiden sind: Es handelt sich um den „Protonormalismus“ und den „flexiblen“ Normalismus (vgl. Link 1997:75). Beide sind nicht getrennt voneinander zu betrachten. Die protonormalistische Strategie besitzt eine fixe und stabile Grenze, sie ist an der Normalität ausgerichtet und beruht auf der scharfen Trennung zwischen dem Normalen und dem Pathologischen. Es geht hier um die Taktik der Ausgrenzung und Stigmatisierung der abweichenden Komponenten. Ein Beispiel für das protonormalistische Verfahren ist die Isolierung von psychisch kranken Menschen in Anstalten (vgl. Waldschmidt 2010:52).

Der flexible Normalismus dagegen unterliegt breiten, dynamischen Veränderungen. Der Normalbereich wird maximal erweitert, und es wird davon ausgegangen, dass die Menschen zufällig und temporal an den Rand der Gesellschaft geraten sind und den Pol der „Anormalität“ wieder verlassen können (vgl. Waldschmidt 2003:194). Die Grenze zwischen dem Normalen und Abnormalen ist nicht unveränderlich und kann immer wieder neu festgelegt werden.

Waldschmidt fasst folgendermaßen die Grundthese der Normalismustheorie zusammen: „Seit der Mitte des 20. Jahrhunderts ist in den westeuropäischen Gesellschaften der Protonormalismus, der die Dichotomie von normal/gesund und abnorm/krank behauptet und die starre Ausgrenzung der Abweichenden beinhaltet, zwar nicht völlig verschwunden, so doch zumindest auf dem Rückzug. Gleichzeitig haben sich flexibel-normalistische Strategien verstärkt durchgesetzt. Mit ihnen sind größere Normalitätsspektren und variable Grenzziehungen möglich geworden“ (Waldschmidt 2003:194).

Die vorangehenden Überlegungen sind für die Konzipierung von "Behinderung" als Differenzkategorie von Bedeutung. Die Vorstellung von Normalität produziert kulturelle Bilder von Pathologie, Abweichung und "Behinderung", die nur in Relation zu einer "Mehrheitsgesellschaft" konstruiert werden können. Die "Behinderung" dient in dieser

Hinsicht der Sichtbarmachung, Untermauerung, Absicherung und Abgrenzung von Normalität (vgl. Dederich 2010:178-179).

Ein zentraler Ort der Konstruktion genderbezogener und normativer Hierarchien ist der Körper, insbesondere der weibliche Körper. Dieser wird aus der hegemonialen männlichen Perspektive normiert, sexualisiert, fetischisiert oder als Objekt männlicher Machtdemonstrationen benutzt (vgl. Reiss 2007:54). Der „Körperkult“ trägt zur Verstärkung der Binaritäten Ideal/Verwerfung, Gesundheit/Krankheit bei, was zu dem Perfektionszwang und der Körperformung führt. Der Körper selbst wird zu einem Dreh- und Angelpunkt allen sozialen Handelns und determiniert die gesamte Lebensführung (vgl. Alkemeyer 2005:4). Besonders Frauen mit Behinderungen werden durch die gängigen Schönheitsnormen diskriminiert, wenn der „perfekte“ Körper als Norm gesetzt wird⁹. Da Weiblichkeit im Kontext von "Behinderung" in dieser Vorstellung nicht möglich ist, wird den Frauen mit Behinderungen eine Anerkennung von Weiblichkeit versagt. „Wenn eine Frau von den durch unsere Gesellschaft vorgegebenen Schönheitsidealen abweicht, [...] dann ist der Blick auf ihre ganze Persönlichkeit verstellt. Sie wird vornehmlich als zu bedauerndes Wesen angesehen, als Frau wird sie meist nicht wahrgenommen“ (Seifert 1990:1).

Die Analyse des Spannungsfeldes, in welchem sich die Frauen mit Behinderungen befinden, zeigt, dass Normen und deren Auswirkungen auf komplexen Machtverhältnissen beruhen. Diese sind miteinander verwoben und beeinflussen sich gegenseitig. Um das Zusammenspiel von diversen Kategorien zu untersuchen ist das Konzept der Intersektionalität produktiv, das im folgenden Kapitel skizziert wird.

5.3. Exkurs: Selbstbestimmung als behindertenpolitisches Paradigma

Seit der Mitte der 1990er Jahre gilt die Umsetzung von „Selbstbestimmung“ für Menschen mit Behinderungen als die zentrale Leitlinie der Behindertenpolitik (vgl. Waldschmidt 2003:20). Der Selbstbestimmungsgedanke wurde in der Zeit der Aufklärung herausgebildet und bezeichnet die als ideal betrachtete „Lebensform“ in „individualisierten Gesellschaften“ (Waldschmidt 2003:21). Seit der späten Moderne ist „die freie Entfaltung der Persönlichkeit“ ein Grundrecht des Menschen (vgl. Schimmel 2009:282). Das Individuum ist nunmehr ein autonomes Subjekt, das sein eigenes Leben frei von institutionalisierten Zwängen gestalten

⁹ Ein interessantes Beispiel ist für die Bedeutung von Schönheitsnormen ist die Geschichte von Heather Whitestone, die 1995 Miss Amerika wurde. Sie war somit die erste Frau mit Behinderung (Whitestone ist gehörlos), die diesen Titel errang. Sie erhielt auch Beifall für ihre Tanzvorführung, die ein Teil vom Wettbewerb ist. Da sie die Musik nicht hören konnte, musste sie den Tanz auswendig lernen (vgl. Weirauch 2012:88).

kann: „Das Individuum will autonom leben; es soll autonom leben. Private Unabhängigkeit und persönliche Verantwortung machen die wesentlichen Bausteine der modernen Existenz“ aus (Waldschmidt 1998:8).

Der behindertenpolitische Kampf um Selbstbestimmung, Autonomie und Unabhängigkeit kann als eine Geschichte der Befreiung und der gesellschaftlichen Anerkennung gedeutet werden. Innerhalb von *Disability Studies* erfolgt auch eine kritische Auseinandersetzung mit dem Autonomiekonzept, besonders im Kontext der neoliberalen Gesellschaft: „Die unkritische Propagierung des Autonomiekonzepts kann in der aktuellen Situation leicht dazu führen, sich in den Fallstricken des Neoliberalismus zu verheddern. Ganz allein für sich verantwortlich zu sein, ohne Anspruch auf Hilfe und Unterstützung – das ist sicherlich nicht die Freiheit, welche die Behindertenbewegung ursprünglich im Sinn hatte“ (Waldschmidt 2003:22). Selbstbestimmung wird in der neoliberalen Gesellschaft nicht nur zur Möglichkeit, sein Leben autonom zu gestalten, sondern zur Pflicht, profitabel zu sein und ein schnelles Fortschreiten zu erzeugen. Das in den individualisierten Gesellschaften erstrebenswerte Ziel ist, auf Andere nicht angewiesen zu sein. Nach Waldschmidt bringt der Selbstbestimmungsgedanke zwei Möglichkeiten für Menschen mit Behinderungen: „Er ermöglicht ihnen einerseits – endlich! – die Emanzipation; andererseits konfrontiert er mit der schlichtweg unerfüllbaren Anforderung, ganz alleine auf sich gestellt zu sein“ (Waldschmidt 2003:23).

Die Theoretikerin plädiert deswegen für ein neues Verständnis von Selbstbestimmung: „Vielmehr gilt es, sich dem Subjektstatus zuzuwenden und ihn zu dekonstruieren als historische und gesellschaftliche Kategorie, deren Funktion es ist, soziale Gruppen wie, die 'Behinderten' (...) zu konstruieren“ (Waldschmidt 2003:24). Weiteres definiert die Autorin Selbstbestimmung als „eine Dimension der sozialen Kategorisierung und Differenzierung und somit auch eine Machtstrategie (Waldschmidt 2003:22). Die unkritische Übernahme des Autonomiekonzepts kann zur Herstellung einer neuen Hierarchie, aufgrund von Unabhängigkeitsstufe, führen.

Aus der Sicht der *Disability Studies* bedeutet Selbstbestimmung eben gerade nicht, „selbstständig“ zu sein, im Sinne von physisch etwas selber tun (vgl. Franz 2002:19), sondern selbständig Entscheidungen zu treffen: „For disabled people, independence is primarily about equity, empowerment, choice and control over their own lives“ (Kröger 2009:407).

Waldschmidt gibt die Ergebnisse der qualitativ-explorativen Einzelstudien an, die zum Ende der 1990er Jahre durchgeführt wurden. Anhand der Studien kann man feststellen, dass Menschen mit Behinderungen differenzierte Selbstbestimmungskonzepte formulieren. Gefragt nach Erfahrungen im Kontext der Verwirklichung eigener Autonomie, präsentierten die gefragten Personen sowohl gängige Vorstellungen von Autonomie als auch interessante neue Gesichtspunkte. Es wurden Konzepte wie „Selbstmanagement“, „Selbstverwirklichung“ und „Selbstverpflichtung“ herausgearbeitet. Als Gründe für die Autonomiewünsche wurde Unabhängigkeit von Heimstrukturen und paternalistischen Fürsorgebestrebungen angegeben (vgl. Waldschmidt 2003:23).

Eine wichtige Rolle in der Debatte um Autonomie spielt die Selbstbestimmt Leben Bewegung, die die Forderung nach Selbstbestimmung und Teilnahme am Leben in der Gesellschaft von Menschen mit Behinderungen in den Mittelpunkt rückt. Das selbstbestimmte Leben wird von Horst Frehe folgendermaßen beschrieben: „Selbstbestimmt leben heißt, Kontrolle über das eigene Leben zu haben, basierend auf der Wahlmöglichkeit zwischen akzeptablen Alternativen, die die Abhängigkeit von den Entscheidungen anderer bei der Bewältigung des Alltags minimieren. Das schließt das Recht ein, seine eigenen Angelegenheiten selbst regeln zu können, an dem öffentlichen Leben der Gemeinde teilzuhaben, verschiedenste soziale Rollen wahrnehmen und Entscheidungen fällen zu können, ohne dabei in die psychologische oder körperliche Abhängigkeit anderer zu geraten. Unabhängigkeit ist ein relatives Konzept, das jeder persönlich für sich bestimmen muss“ (Frehe 1990:37).

Die Bewegung „independent living“ betont auch, dass das Konzept der Selbstbestimmung bestimmte gesellschaftliche Bedingungen erfordert und nicht losgelöst vom sozialen und politischen Kontext möglich ist. In diesem Zusammenhang verfasste die internationale Independent Living Bewegung sechs Forderungen der Behindertenpolitik: Anti-Diskriminierung und Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen, Entmedizinierung von „Behinderung“, Integration in das Leben der Gesellschaft, größtmögliche Kontrolle über die eigenen Organisationen und über die Dienstleistungen für Menschen mit Behinderungen, Peer-Beratung und Empowerment der Menschen mit Behinderungen (vgl. Miles-Paul 2006:34).

6. Intersektionalität: Werkzeug zur Analyse sozialer Ungleichheiten

Intersektionalität als ein erkenntnistheoretisches und wissenschaftliches Konzept wurde Ende der 1980er Jahre im Kontext der Schwarzen Frauenbewegung in den USA entwickelt (vgl. Raab 2005:3). Nach der Kritik an der Eindimensionalität von Analysen, die sich separat mit der Kategorie Geschlecht oder mit der Kategorie "Behinderung" beschäftigt haben, entwickelte sich die These der Mehrfachunterdrückung. Die kumulativen Effekte von behinderungs- und geschlechtsspezifischen Benachteiligungen wurden als „doppelte Diskriminierung“ bezeichnet (vgl. Raab 2010:131). Eine solche Perspektive, die auf einem additiven Verständnis von Unterdrückung beruht, kann jedoch dazu führen, soziale Differenzkategorien zu essenzialisieren. Die Unterschiede wegen des Geschlechts oder der "Behinderung" werden als gleichzeitig wirksame aber jeweils unabhängig wirkende Phänomene begriffen. Die gegenseitige Verwobenheit und Interdependenzen können in diesem Modell ausgeblendet werden. Um auf diese Überkreuzungen hinzuweisen, wurde der Ansatz der Intersektionalität entwickelt, mit dem eine paradigmatische Neuausrichtung der Forschung verbunden ist. Raab begründet dies wie folgt: „Intersectionality verstehe ich als ein Plädoyer für ein Analysemodell, das mit multiplen, nicht hierarchisch angeordneten Analysekatoren operiert. In diesem Sinne halte ich es für unerlässlich das Verhältnis von Behinderung, Sexualität und Geschlecht eingehend zu durchforsten. Denn Behinderung, Sexualität und Geschlecht fungieren nach wie vor als maßgebliche gesellschaftliche hierarchische Differenzen produzierende Referenzsysteme und Ordnungsprinzipien“ (Raab 2010:35). Erst an den Schnittstellen der Kategorien *sex*, *impairment*, *gender* und *disability* entstehen Zuschreibungen von eigenem Charakter.

Raab versteht den Ansatz der Intersektionalität als ein theoriepolitisches Phänomen der Gegenwart: „Im Zeitalter von Globalisierung, Migration, Neoliberalismus, Mediatisierung und Informatisierung des Sozialen als auch die sie begleitenden vielfältigen emanzipatorischen Kämpfe von Minorisierten (...), in den allermeisten Ländern dieser Welt, scheint der Intersektionalitätsgedanke die hohe Komplexität, gegenseitige Bedingtheit und wechselseitige Abhängigkeit der nunmehr global-neoliberalen Weltordnung und deren neuen In/Exklusionsprozessen – buchstäblich – widerzuspiegeln“ (Raab 2012:1).

"Behinderung" in intersektioneller Perspektive wird durch verschiedene gesellschaftliche Achsen reguliert und beeinflusst, deren Verwobenheit und Durchdringung auf diese Weise erfasst werden können. Wenn die Verschränkung der Kategorien übersehen wird, werden

wieder „Andere“ konstruiert, was zu neuen Mechanismen der Ausgrenzung führen kann. Raab führt ein Beispiel der Lesben mit Behinderungen an, die sowohl in der Frauenbewegung als auch in der Behindertenbewegung eine marginalisierte Gruppe darstellen (vgl. Raab 2003:137).

Raab weist auch auf die Gefahr hin, "Behinderung" als zentrale und einzige Kategorie der *Disability Studies* zu fokussieren, was andere Unterdrückungsweisen ausblenden kann (vgl. Raab 2007:129). Im Intersektionalitätsmodell, das die unterschiedlichen Dimensionen und Aspekte verschränkt, wird „Behinderung“ als Masterkategorie dekonstruiert und als kulturelle Praxis verstanden, die innerhalb komplexer Macht- und Herrschaftsverhältnisse funktioniert (vgl. Raab 2012:130). Der erkenntnistheoretische Gewinn einer solchen Perspektive liegt auch darin, „Behinderung“ als Ausdruck historischer, kultureller und veränderbarer Prozesse der Vergesellschaftung zu begreifen. Die Gefahr der Perspektive, die "Behinderung" vorwiegend als heuristisches Moment (vgl. Waldschmidt 2003:23) begreift, besteht jedoch darin, dass Funktionseinschränkungen im körperlichen, geistigen oder seelischen Bereich übersehen werden können.

Das Intersektionalitätsmodell macht darauf aufmerksam, dass gruppenbezogene Identitätspolitik das Risiko der Auslassungen birgt. Laut Julia Zinsmeister wurden Unterschiede zwischen nichtbehinderten und behinderten Frauen lange in der Frauenpolitik als Problematik der Behindertenbewegungen angesehen. Die Behindertenpolitik dagegen betrachtete das Thema der Familienplanung der Menschen mit Behinderungen und gegen sie gerichtete sexuelle Gewalt als Aufgabe der Frauenpolitik (vgl. Zinsmeister 2010:117). Dadurch fanden mehrdimensionale Diskriminierungserfahrungen keine Berücksichtigung. Es besteht daher die Notwendigkeit, einerseits von marginalisierten Gruppen auszugehen und andererseits die Diversität innerhalb der Gruppe im Auge zu behalten. Nicht zu übersehen sind die Differenzen, die mit unterschiedlichen Arten von „Behinderung“ selbst verbunden sind. Die Interdependenzen zwischen den Kategorien erschließen sich erst aus der Perspektive der Individuen, die sich an den Schnittstellen der diversen Kategorien befinden.

7. Behinderung und Geschlecht

Im Jahre 1981, im Rahmen des „UN-Jahres der Behinderten“ machten Frauen mit Behinderungen zum ersten Mal öffentlich darauf aufmerksam, dass ihre Lebenssituation sich aufgrund des Zusammenspiels von "Behinderung" und weiblichem Geschlecht von der Lebenssituation der Männer mit Behinderungen unterscheidet (vgl. Daniels 1983:99). Die

UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (im Artikel 6 Absatz 1) geht jedoch erst seit März 2009 „explizit auf Behinderung und Geschlecht“ sowie auf die daraus folgende Mehrfachdiskriminierung von Frauen ein (vgl. Jacob 2010:7).

Heutzutage ist nicht mehr zu übersehen, dass viele zentrale Aussagen über Problemlagen „der Frauen“, und „der Behinderten“ sich nicht eins zu eins auf die Gruppe der Frauen mit Behinderungen übertragen lassen. Erst an den Schnittstellen der Kategorien entstehen Zuschreibungen, die zu einer spezifischen Form der Unterdrückung führen. Menschen mit Behinderungen stehen im Spannungsfeld zahlreicher Normen, die ge-gendert sind und unterschiedliche Auswirkungen auf das Leben von Frauen und Männern mit Behinderungen haben.

Zwischen den Kategorien Geschlecht und "Behinderung" sind viele Parallelen zu beobachten. Beide werden als sozial konstruierte Kategorien begriffen, die durch wiederholtes Handeln und Tun im alltäglichen Leben und durch soziale Interaktionen produziert werden. Damit können sie als performative Effekte diskursiver Praxen verstanden werden (vgl. Butler 1991). Durch die gesellschaftlichen Zuschreibungen werden dichotome Machtverhältnisse re/produziert, in denen das eine (das Männliche oder die „Nichtbehinderung“) als das „Normale/Normative“ und das Andere (das Weibliche oder die "Behinderung") als das Abweichende gilt (vgl. Reiss 2007:52). Köbsell verweist darauf, dass diese Strukturkategorien auch untereinander hierarchisch bewertet sind (vgl. Köbsell 2007:32).

Sowohl die Kategorie Geschlecht als auch "Behinderung" werden in den alltäglichen Interaktionen hergestellt, was im Bezug auf *gender* „Doing Gender“ genannt wird. Analog dazu spricht Claudia Nagode von „Doing Handicap“ im Hinblick auf "Behinderung" (vgl. Nagode 2002:71). Menschen „tun“ also "Behinderung", die keinen natürlichen Tatbestand darstellt. Köbsell zufolge besteht eine Parallelität von weiblichem Geschlecht und "Behinderung" – beide werden als bestimmte Formen der „Abweichung“ von der Norm, als das Unvollständige betrachtet. Die Zusammenstellung von stereotypen Zuschreibungen von Männern, Frauen und Menschen mit Behinderungen zeigt die Analogien zwischen den Kategorien weiblich und „behindert“:

männlich	behindert	weiblich
stark	Passiv	passiv

unabhängig	abhängig	abhängig
selbstständig	unselbstständig	unselbstständig
mutig	hilfsbedürftig	hilfsbedürftig
hart	kindlich	kindlich
Potent	machtlos	machtlos
Geist	Körper	Körper (Köbsell 2007:32)

Die Tabelle verdeutlicht, dass "Behinderung" alles andere als geschlechtsneutral ist. Anhand der Tabelle kann man noch eine andere Verbindung der Kategorien weiblich und behindert bemerken, und zwar Einschreibungen in den Körper. Moser zufolge werden sowohl Frauen als auch Menschen mit Behinderungen durch das Rekurren auf den Körper stigmatisiert und der gesellschaftlichen Disziplinierung unterzogen (vgl. Moser 1997:140). Dornhoff verweist auch darauf, dass "historisch gesehen immer der männliche (nichtbehinderte) Körper der 'eine' (war), der der Frau als Abweichung von diesem der 'andere', wie auch der beeinträchtigte Körper" (Dornhoff 2005:270).

Die Gegenüberstellung von Kategorien „männlich“ und „behindert“ zeigt auch, dass beide Faktoren weitaus schwerer miteinander zu vereinbaren sind als „behindert“ und „weiblich“. Man kann davon ausgehen, dass Männer mit Behinderungen auf bestimmte Art und Weise „feminisiert“ werden.

Frauen mit Behinderungen werden in der Literatur meistens als von einer doppelten Diskriminierung betroffen dargestellt. Einerseits werden sie aufgrund ihres Geschlechts, andererseits aufgrund ihrer „Behinderung“ diskriminiert. In einer Publikation über Menschenrechte und Behinderung der Vereinten Nationen aus dem Jahr 1988 ist beispielsweise zu lesen: „Persistence of certain cultural, legal and institutional barriers makes women and girls with disabilities the victims of two-fold discrimination: as women and as persons with disabilities“ (UN 2006-2011). Auch manche Frauen mit Behinderungen betonen, dass sie in einem höheren Ausmaß von sozialen Ungleichheiten betroffen sind als Männer mit Behinderungen oder nichtbehinderte Frauen: „Doppelte Diskriminierung, weil wir in Personalunion zwei gesellschaftlichen Gruppen angehören, die diskriminiert werden (...). Dabei vereinen sich nicht nur die Diskriminierungen beider Gruppen in uns, vielmehr

potenzieren sich die Diskriminierungen bei diesem Zusammenspiel, frau könnte sagen, dass sich die traditionelle Diskriminierung von Frauen und Behinderten wie durch ein Brennglas verstärkt (zit. nach Walgenbach/Dietze/Hornscheidt/Palm 2007:45).

Nach Silvia Paierl, die Benachteiligungskonstellationen von Frauen mit Behinderungen am Arbeitsmarkt untersuchte, unterscheiden sich die Lebenssituationen von Frauen und Männern mit Behinderungen in vielen Aspekten: "In ihrer Sozialisation, in ihrem Zugang zu Bildung, in ihrer gesellschaftlichen Teilhabe und Möglichkeit zur Interessensvertretung, aber auch hinsichtlich der gesellschaftlichen Erwartungen, die an sie gestellt werden und (...) in ihrer Situation am Arbeitsmarkt" (Paierl 2009:32). Auch im ökonomischen Bereich von Versorgung und Einkommen zeigen sich geschlechtshierarchische Strukturen im Vergleich von Frauen und Männern mit Behinderungen. Barbara Thiessen analysierte im Jahre 2009 empirische Daten im Kontext von der Lebenslage der Frauen und Männer mit Behinderungen und stellte fest, dass es signifikante Überlagerungen von "Behinderung" und Geschlecht gibt, die vor allem im Bereich von Einkommen und Erwerbsarbeit zu beobachten sind (vgl. Thiessen 2011:2). Da Frauen mit Behinderungen von sozioökonomischen Benachteiligungen häufiger betroffen sind, haben sie auch ein erhöhtes Risiko, Opfer von Gewalt zu werden: "Women with disabilities were three times more likely to experience emotional, sexual and physical abuse than non-disabled women" (Groce 2009:10).

Köbsell beschreibt auch ein Phänomen, das in Bezug auf Mädchen mit Behinderungen zu beobachten ist: "Einerseits wird behinderten Mädchen im Hinblick auf Reproduktion und Sexualität das Geschlecht abgesprochen, andererseits ist eine verstärkte Wirkung von geschlechtsspezifischen Rollen und Normen festzustellen" (Köbsell 2007:33). Das ist besonders im Bereich von Bildung und Beruf sichtbar. Die Ausbildung von Mädchen mit Behinderungen orientiert sich vorwiegend an Bereichen Hauswirtschaft und Büro, die die Geschlechtsrollenstereotypen abbilden. Auch im Rehabilitationssystem spielt das Geschlecht eine bedeutende Rolle: "Die ausgehandelten Nachteilsausgleiche für Behinderte waren und sind weitgehend orientiert an den Strukturen männlicher Erwerbsarbeit und Sozialversicherung und vernachlässigen weibliche Problemlagen" (Schildmann 2004:537). Das Modell der doppelten Diskriminierung ist auch nicht unumstritten. Die Betrachtung des Zusammenspiels von „Behinderung“ und Geschlecht hat sicherlich den Blick auf Lebenslagen von Menschen, die mit Beeinträchtigungen leben und die Faktoren, die zum Prozess ihres behindert-Werdens beitragen, erweitert. Köbsell argumentiert, dass "diese Herangehensweise der Komplexität der gesellschaftlichen Zusammenhänge, in denen behinderte Menschen leben

und ihre Identität entwickeln, jedoch nicht gerecht (wird). Denn Menschen sind nicht nur Frau oder Mann, behindert oder nichtbehindert, sondern sie haben darüber hinaus eine sexuelle Orientierung, gehören Ethnien, Klassen, Religionen, Altersgruppen etc." (Köbsell 2009:16).

7.1. Feminist Disability Studies

Das Forschungsfeld der *Feminist Disability Studies* entstand in der Mitte der 1990er Jahre, als Versuch, die Ansätze des Feminismus und der *Disability Studies* zu verknüpfen. Die Bezeichnung *Feminist Disability Studies* wurde von Rosemarie Garland-Thomson geprägt, die die Parallelen der beiden Diskurse analysiert hat: „The strands of feminist thought most applicable to Disability Studies are those that go beyond a narrow focus on gender alone to undertake a broad sociopolitical critique of systemic, inequitable power relations based on social categories grounded in the body. (...) Briefly put, feminism’s often conflicting and always complex aims of politicizing the materiality of bodies and rewriting the category of woman combine exactly the methods that should be used to examine disability. (...) Feminist Disability Studies brings the two together to argue that cultural expectations, received attitudes, social institutions, and their attendant material conditions create a situation in which bodies that are categorized as both female and disabled are disadvantaged doubly and in parallel ways” (Garland-Thomson 2001:4). In einem späteren Artikel charakterisierte Garland-Thomson die *Feminist Disability Studies* genauer: “The goal of feminist disability studies (...) is to augment the terms and confront the limits of the ways we understand human diversity, the materiality of the body, multiculturalism, and the social formations that interpret bodily differences“ (Garland-Thomson 2002:3). Die Autorin geht auch davon aus, dass die Figur der Person mit Behinderung eine zentrale kulturelle Funktion als rhetorische Figur hat, für alles was in der Kultur als nicht normativ bzw. nicht der Norm zugehörig angesehen wird.

Kim Q. Hall gibt die wichtigsten Fragen an, mit denen sich *Feministische Disability Studies* auseinandersetzen sollen: „What ist the relationship between gender and disability? What role does gender play in the experience of disability? How is gendered disability and dis- or enabled gender racialized? How do institutions, global economic inequalities, and ideas of citizenship and the nation produce gendered, raced, and classed disability? How does (or should) feminist disability studies address the body’s materiality” (Hall: 2011:8)?

Feministische Disability Studies konstituieren sich über eine intersektionale Perspektive, die eine Revision der Deutungsmuster innerhalb gesellschaftlicher Machtverhältnisse ermöglicht. Sowohl *Disability Studies* als auch feministische Theorie können von der Erweiterung um die

jeweilige Perspektive profitieren: “Feminist disability studies (...) is more than a sum of its parts. (...) (U)nderstanding feminist disability studies as simply a combination of feminism and disability studies dulls its critical edge and lessens its potential to intervene in theoretical and social transformation. (...) Feminist disability studies reimagines disability. And, I would assert, it also reimagines gender. As such, feminist disability studies does not just add disabled women’s experiences to scholarship in disability studies and feminist theory. Instead, (...) it transforms both fields” (Hall 2011:1).

Geschlecht und "Behinderung" werden von Garland-Thomson als repressive kulturelle Kategorien verstanden, die verschiedene körperliche Variationen stigmatisieren: “Disability, like femaleness, is not a natural state of corporeal inferiority, inadequacy, excess, or a stroke of misfortune. Rather, disability is a culturally fabricated narrative of the body, similar to what we understand as the fictions of race and gender. The disability/ability system produces subjects by differentiating and marking bodies” (Garland-Thomson 2002:5).

Die Dichotomie „ability/disability“ verfestigt Machtstrukturen, legitimiert Konstrukte der Normalität und naturalisiert „Behinderung“. Innerhalb der Machtstrukturen hat "Behinderung" vier Funktionen: “first, it is a system for interpreting and disciplining bodily variations; second, it is a relationship between bodies and environments; third, it is a set of practices that produce both the able-bodied and the disabled; fourth, it is a way of describing the inherent instability of the embodied self” (Garland-Thomson 2002:5). *Feministische Disability Studies* zielen also darauf, eine kritische Sicht auf körperliche Differenz zu entwickeln, die die gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse beleuchtet.

Als methodologische Basis schlägt Garland-Thomson Kritische Theorie vor, aus welcher sich folgende vier Annahmen ableiten lassen, die für *Feminist Disability Studies* relevant sind: “Representation structures reality; the margins define the center; gender and disability are ways of signifying relationships of power; human identity is multiple and unstable; all analysis and evaluation has political implications“ (Garland-Thomson 2001:6). Diese Annahmen werden anhand von vier Themenfeldern analysiert: Repräsentation, Körper, Identität und Aktivismus. Die Autorin illustriert die intersektionellen Konfliktfelder, „in welchen die Widersprüche der kulturellen Normen und Stereotype kulminieren und für Frauen mit Behinderungen zur gelebten Realität werden“ (Wagner 2012:49). Im Folgenden werden die genannten Themenfelder im Anschluss an *Feministische Disability Studies* skizziert.

7.2. Repräsentation/Körper/Identität/Aktivismus

Garland-Thomson geht davon aus, dass Repräsentationen eine realitätsgenerierende Wirkung haben: “All (...) discriminatory practices are legitimated by systems of representation, by collective cultural stories that shape the material world, underwrite exclusionary attitudes, inform human relations, and mold our senses of who we are. Understanding how disability functions along with other systems of representation clarifies how all the systems intersect and mutually constitute one another” (Garland-Thomson 2002:9). Ausgangspunkt der Analyse stellt die Prämisse dar, dass Sprache selbst als Repräsentation fungiert, da sie Realität konstruiert, Wissen produziert und weitergibt. Das Gesprochene wird wiederholt und durch Handlungen reproduziert, was die sprachliche Realität verfestigt und zur „Wahrheit“ macht. „In this sense, disability and gender are stories we tell about bodies and our systematic ways of representing bodies. (...) These narratives shape the material world, inform human relations, and mold our sense of who we are” (Garland-Thomson 2001:6). Das Ziel der *Feministischen Disability Studies* besteht darin, die kulturellen Repräsentationen in Form kollektiv geteilter Geschichten kritisch zu hinterfragen.

Durch Einfügen der Kategorie "Behinderung" in die Feministische Theorie können Analysen der Materialität von Körpern, der Körperpolitiken und des Verhältnisses von Körpern im Spannungsfeld zwischen Subjektivität und Identität weiterentwickelt werden. Der Körper wird nach Garland-Thomson als „cultural text that is interpreted, inscribed, with meaning – indeed *made* – within social relations” verstanden (Garland-Thomson 1996:22).

Sowohl *Gender Studies* als auch *Disability Studies* beschäftigen sich mit der Körperkritik: „What distinguishes a feminist disability theory from other critical paradigms is that it scrutinizes a wide range of material practices involving the lived body” (Garland-Thomas 2002:9). Infolge der Körperpraktiken und des Zusammenwirkens der Repräsentationssysteme wird der untergeordnete Körper geformt und diszipliniert. Nach Garland-Thomson findet diese Disziplinierung infolge von “discourses of appearance” statt, nämlich wird sie von den Diskursen der Medizin und Schönheitsindustrie vorangetrieben (vgl. Garland-Thomas 2002:10).

In der Moderne wurde der weibliche Körper medikalisiert. Sowohl der weibliche als auch der “behinderte” Körper wurden als “medically abnormal” klassifiziert (vgl. Garland-Thomas 2002:10). Diese Re-interpretation hatte schwerwiegende Konsequenzen für alle Bereiche, angefangen von Epidemiologie und Diagnosestellung, bis zu Prophylaxe und Therapie.

Garland-Thomas beschäftigt sich vorwiegend mit dem mächtigen Diskurs der Schönheitsindustrie, des obsessiven Bestrebens nach Gesundheit und Schönheit des Körpers¹⁰. Das klassische Ideal eines "schönen" weiblichen Körpers wurde zu einer Norm, die mittels "self-regulations and consumerism" zu erreichen ist (vgl. Garland-Thomson 2002:12). Der Körper wird manipuliert, damit das neue Schönheitsideal erreicht wird: „The beautiful woman of the twenty-first century is sculpted surgically from top to bottom, generically neutral, all particularities expunged. She is thus nondisabled, deracialized, and de-ethnicized“ (Garland-Thomson 2002:11). Dieser manipulierte Körper wird nicht nur als Ideal dargestellt, sondern auch naturalisiert. Garland-Thomsons Kritik an Schönheitsindustrie konzentriert sich vorwiegend auf diese Normierungspraktiken: „The twin ideologies of normalcy and beauty posit female and disabled bodies, particularly, as not only spectacles to be looked at, but as pliable bodies to be shaped infinitely so as to conform to a set of standards called *normal* and *beautiful*. (...) Our unmodified bodies are presented as unnatural and abnormal while surgically altered bodies are portrayed as normal and natural“ (Garland-Thomson 2002:11).

Kritisch zu hinterfragen ist auch die Perspektive, die auf „Heilung“ des „behinderten“ Körpers fokussiert, da sie normierende Praktiken beinhaltet und nicht auf Veränderung von diskriminierenden Strukturen und Ideologien zielt. Aktuelle reproduktive Praktiken, wie genetische Tests und selektive Abtreibung sollen daher aus der Sicht der *Feministischen Disability Studies* erneut kritisch reflektiert werden: „The ideology of cure directed at disabled people focuses on changing exclusionary attitudinal, environmental, and economic barriers. The emphasis on cure reduces the cultural tolerance for human variation and vulnerability by locating disability in bodies imagined as flawed rather than social systems in need of fixing“ (Garland-Thomson 2002:13). Zu betonen ist, dass *Feministische Disability Studies* nicht gegen medizinische Behandlung oder Optimierung der Rehabilitation eingestellt sind. Kritisiert wird jedoch der "klinische Blick", der den Diskurs ausschließlich um die Zentralvorstellung herum aufbaut, „Behinderung“ sei ein Problem, das durch "Prävention, Kompensation, Heilung, Rehabilitation, Förderung, Therapie, spezielle Erziehung, Abbau von Abweichungen und vornehmlich auf die Individuen abzielende Normalisierung" gelöst werden solle (Dederich 2007b:28). Die VertreterInnen der *Disability Studies* plädieren demgegenüber für "die Aufdeckung und Kritik gesellschaftlich- kultureller Verhältnisse, die

¹⁰ Nach Garland-Thomson diene das klassische Ideal des weiblichen Körpers ursprünglich der Anbetung und Verehrung und nicht als ein Paradigma (vgl. Garland-Thomson 2002:11).

offen oder latent behindertenfeindliche, abwertende oder unterdrückende Lebensumstände und Handlungsweisen hervorbringen" (Dederich 2007b:27).

Der andere Themenkomplex, der von Garland-Thomas analysiert wird, ist die Identität. Die Autorin bezieht sich auf feministische Kritik der essentialistischen Identitätskategorie „Frau“: „No woman is ever *only* a woman“ (Garland-Thomson 2002:17). Die Binaritäten Frau/Mann, weiblich/männlich sind ausschließende, oppressive Kategorien, die unterdrückende Funktion haben. Frauen haben multiple Identitäten, die auf intersektionelle Art und Weise analysiert werden müssen. Das Einbeziehen der Kategorie "Behinderung" in die Analyse kann die Homogenität der anderen Kategorien erneut in Frage stellen und eine Neuformulierung erfordern: „Disability is one such identity vector that disrupts the unity of the classification woman and challenges the primacy of gender as a monolithic category“ (Garland-Thomson 2002:17). Die Autorin verweist auf die sozio-kulturelle Ambivalenz, die mit ge-genderter "Behinderung" einhergeht und die sich in den kulturellen Stereotypen äußert: „Cultural stereotypes imagine disabled women as asexual, unfit to reproduce, overly dependent, unattractive – as generally removed from the sphere of true womanhood and feminine beauty“ (Garland-Thomson 2002:17). Deutlich wird auch in diesem Zusammenhang die Verbindung zwischen Identität und Körper. Der Körper ist ein wichtiges, Identität stiftendes Merkmal, das das Fremd- und Selbstbild einer Person bestimmt.

Garland-Thomson kritisiert auch Formen des Sprechens über die "Behinderung", die vorwiegend diskriminierende Machtstrukturen widerspiegeln und verfestigen. Der Autorin zufolge definieren sich viele Menschen mit Behinderungen nicht im Bezug auf den Begriff "Behinderung", die negative Assoziationen wie 'kraftlos', 'schwach' auslöst: „People with disabilities routinely announce that they do not consider themselves as disabled. Although they are often repudiating the literal meaning of the word disabled, their words nevertheless serve to disassociate them from the identity group of the disabled. Our culture offers profound disincentives and few rewards to identifying as disabled“ (Garland-Thomson 2002:22). Sie führt das eigene Beispiel an: "Some of my friends, for example, have measured their regard for me by saying, 'But I don't think of you as disabled'. What they point to in such a compliment is the contradiction they find between their perception of me as a valuable, capable, lovable person and the cultural figure of the disabled person whom they take to be precisely my opposite: worthless, incapable, and unlovable" (Garland-Thomson 211:35). Sie macht auch auf die Problematik der Ablehnung dieser Identität von Frauen mit Behinderungen aufmerksam: „By disavowing disability identity, many of us learned to save

ourselves firm devaluation by a complicity that perpetuates oppressive notions about ostensibly real disabled people” (Garland Thomson 2002:22). "Behinderung" ist dabei als ein universelles Phänomen betrachtet, von dem jede/r stets betroffen werden kann: „I would argue that disability is perhaps the essential characteristic of being human. The body is dynamic, constantly interactive with history and environment. We evolve into disability. Our bodies need care; we all need assistance to live“ (Garland-Thomson 2002:21). Es wird davon ausgegangen, dass die Untersuchung dieser universellen menschlichen Erfahrung „das Verständnis für die Erfahrung des Menschseins, für menschliche Verschiedenheit und auch für die Verfasstheit der Gesellschaft“ erweitert (Maskos 2005:132). Das Wissen von Körper, das in dem kollektiven Bewusstsein verankert ist, leugnet seine Verletzlichkeit und Vergänglichkeit. Das Phänomen der "Behinderung" erschüttert die Fantasien über eine stabile, beständige Identität und veranschaulicht ihre Wandelbarkeit.

Garland-Thomson fragt auch, wie sich die Wissensproduktion ändert, wenn eine neue, auf dem Körper beruhende Perspektive einbezogen wird: “Feminist disability theory presses us to ask what kinds of knowledge might be produced through having a body radically marked by its own particularity, a body that materializes at the ends of the curve of human variation (Garland-Thomson 2002:20).

Zahlreiche politische und soziale Bewegungen haben gezeigt, dass über kollektive Solidarität und Aktivismus eine gemeinsame Identität geformt werden kann. FeministInnen griffen oft zur Strategie des Aktivismus, um ihre Angelegenheiten politisch und öffentlich zu machen. Auch die Behindertencommunity hat eine lange Geschichte von Aktivismen und Protesten, die zu der Bildung eines kollektiven Bewusstseins der Gemeinschaft und Empowerment von Menschen mit Behinderungen beigetragen haben. Garland-Thomson schlägt hinsichtlich der Durchsetzung der Belange von Frauen mit Behinderungen zwei Arten des Aktivismus vor: „disabled fashion modeling“ und „academic tolerance“ (Garland-Thomson 2002:23). Das Einsetzen der Frauen mit Behinderungen in der Werbung kann zu einer kulturellen Re-Symbolisierung, zum Wandel der stereotypisierenden Bilder beitragen. Die Bilder der Models mit Behinderungen in den Medien haben das Potenzial, die gängigen Erwartungen und Schönheitsnormen in Frage zu stellen: „(Those) images (...) can shake up established categories and expectations. Because commercial visual media are the most widespread and commanding sources of images in modern, image-saturated culture, they have great potential for shaping public consciousness – as feminist cultural critics are well aware“ (Garland-

Thomson 2002:23). Das Einsetzen dieser Bilder in den normativen Bereich der Mode kann die Annahmen über die Kategorien normal/abnormal, privat/öffentlich erschüttern¹¹.

Die zweite vorgeschlagene Form des Aktivismus ist der akademische Aktivismus. Die Autorin plädiert für Offenheit, Flexibilität und Interdisziplinarität in der Forschung und für die Methodologie der intellektuellen Toleranz, die als „the intellectual position of tolerating what has been thought of as incoherence“ definiert wird (vgl. Garland-Thomson 2002:28). Durch Einbeziehung der Kategorie "Behinderung" in die Forschung können neue, produktive Perspektiven entstehen.

In den *Feministischen Disability Studies* werden auch hinsichtlich der Kategorie "Identität" Themen der *Queer Studies* analysiert, was weitere Facetten von Heteronormativität zu erfassen ermöglicht. Auch Berücksichtigung der Kategorie ethnischer Herkunft eröffnet eine neue Perspektive auf die Verwobenheit von diversen Strukturkategorien.

7.3. Andere Kategorien in den *Disability Studies*

Die Analyse von Wechselwirkungen der Kategorien „Behinderung“ und weibliches Geschlecht erschöpft das Thema der intersektionellen Perspektive nicht. Heike Raab betont, dass Intersektionalität den Abschied von der Vorstellung bedeutet, „Behinderung“ als einziges stigmatisierendes Distinktionsmerkmal zu betrachten (vgl. Raab 2012:9). Die Theoretikerin verweist auch darauf, dass lange Zeit im Mittelpunkt der Debatte um das Verhältnis unterschiedlicher Kategorien hauptsächlich die Triade „Rasse“, Klasse und Geschlecht stand, wobei „Behinderung“ und Heteronormativität oft vernachlässigt wurden (vgl. Raab 2012:4). Um jedoch die Wirkungsmächtigkeit der soziokulturellen Faktoren, Differenzen und Ungleichheiten zwischen den Subjekten komplex zu untersuchen, benötigt ein intersektioneller Forschungsansatz das Einbeziehen in die Analyse auch der anderen Kategorien.

Das Zusammenwirken von *gender*, *queerness* und *disability* wird auch von Robert McRuer diskutiert. Er erweitert in seinem Konzept der „compulsory able-bodiedness“ Adrienne Richs „compulsory heterosexuality“. Nach McRuer funktioniert *queerness* ähnlich wie *disability*, weil Menschen mit Behinderungen oft als „somehow queer“ wahrgenommen werden und *queere* Personen im Gegenzug als „somehow disabled“ (vgl. McRuer 2006:301). Raab betont dabei, dass sich zwar Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität durch die kulturelle

¹¹ Das Thema wird noch in dieser Arbeit aufgrund von Medienanalyse diskutiert (siehe Kapitel 12. Diskussion).

Organisation von Körnernormen konstituieren, aber gerade Menschen mit Behinderungen an der Geschlechternorm qua "Behinderung" scheitern: „Ihre Situation ist gewissermaßen von der Unmöglichkeit der Möglichkeit gekennzeichnet, Geschlecht und Sexualität zu zitieren“ (Raab 2011:140). Weil die Heterosexualität und „Nichtbehinderung“ als Norm gesetzt werden, wirken sie „zwingend“ (*compulsory*). McRuer konstatiert auch das Auftauchen eines neuen „flexible heterosexual and able-bodied subject“ und einer veränderten „able-bodied heteronormativity“ (vgl. McRuer 2006:3). In der Zeit der flexiblen Normalisierung werden Differenzen nicht primär stigmatisiert, sondern in neoliberaler Logik flexibilisiert. Auf diese Weise analysiert McRuer die neue Sichtbarkeit von Menschen mit Behinderungen und Homosexuellen in den Medien. In diesen Darstellungen ist die Gesundheit an Heterosexualität geknüpft, während Homosexualität mit Krankheit assoziiert wird. So kommt es zu einer klaren Abgrenzung zwischen Homosexuellen und Menschen mit Behinderungen einerseits und zu allen anderen Personen andererseits. Auf diese Weise kristallisiert sich ein System von „able-bodied heteronormativity“ heraus (vgl. McRuer 2006:3).

Gerade die schon erwähnten *Queer Studies* mit ihrer Kritik an Körper-, Sexualitäts- und Geschlechternormen bieten viele Überschneidungen mit *Disability Studies* an. Raab weist darauf hin, dass zwar Geschlecht und "Behinderung" als soziokulturelle Konstrukte verstanden werden, aber die darin vorhandene heteronormative Ordnung der Geschlechterdifferenz unreflektiert bleibt (vgl. Raab 2007:138). Deswegen soll die Analyse um die Perspektive der *Queer Studies* ergänzt werden. Die Überschneidungen von *Disability* und *Queer Studies* sind in erster Linie im körpertheoretischen Bereich zu finden. Während in den *Queer Studies* Körper im Zusammenhang mit verworfener sexueller und geschlechtlicher Existenzweisen analysiert werden, beziehen sich *Disability Studies* auf die in der Gesellschaft ausgeschlossenen Körper, die als "behindert" bezeichnet werden. Beide Zugänge versuchen auch, den medizinisch erfassten Körper und damit verbundene kulturelle Normen zu dekonstruieren. Kritik an Körnernormen und die Annahme, dass der biologisch-medizinisch definierte Körper eine ahistorische und vorkulturelle Angelegenheit ist, stellt den Ausgangspunkt sowohl für *Disability* als auch *Queer Studies* dar.

Judith Butler kritisiert die Annahme eines natürlichen Zusammenhangs von Körper, Geschlecht, Geschlechtsidentität und Sexualität (vgl. Butler 1991). Die binär organisierte Abgrenzung von Männlichkeit und Weiblichkeit ist an heteronormative Körnernormen gebunden. Laut Raab entgeht in dieser Perspektive die vollständige Komplexität von Heteronormativität, weil gerade für Menschen mit Behinderungen unmöglich gemacht wird,

die Geschlechternormen zu erfüllen. Die Einbeziehung der *Disability Studies* in die Analyse kann produktiv dabei sein, unterschiedliche Facetten der heteronormativen Ordnung zu erfassen. Im alltäglichen Leben werden Menschen mit Behinderungen oft als sexuelle und geschlechtliche Neutren behandelt (vgl. Raab 2010:140). Ein Beispiel dafür ist die Einteilung öffentlicher Toiletten: für Frauen, für Männer und eine „ageschlechtliche“ Behindertentoilette. Die These von Raab lautet, dass Heteronormativität nicht nur Männlichkeit, Weiblichkeit und Homosexualität produziert und organisiert, sondern auch die Formen von Asexualität und Ageschlechtlichkeit, wie im Falle der Menschen mit Behinderungen (vgl. Raab 2010:141). Im Rahmen der Tagung „Weiblich – (un) beschreiblich“ schreibt Andrea Friske zur Situation von Frauen mit geistiger Behinderung: „Grundlegend ist das ‘Nicht-Wahrgenommen-Werden als Frau’, eine manchmal sehr verdeckt manchmal sehr offen angenommene Geschlechtsneutralität“ (Friske 1997: 33). Menschen mit Behinderungen befinden sich dadurch in einer paradoxen Situation. Zwar bleiben ihnen durch die heterosexuellen Normen Praxen der Geschlechterparodie verwehrt, dennoch unterwandern sie die heteronormative Ordnung, wie dies auch Ziel der Praxen der Geschlechterparodie ist (vgl. Raab 2007:141).

Die VertreterInnen der *Disability Studies* erforschen auch "Behinderung" auf globaler Ebene und wenden postkoloniale Theorien zur Untersuchung der Auswirkungen des Kolonialismus hinsichtlich der Entstehung von „Behinderungen“ im Globalen Süden an (vgl. Meekosha/Shuttleworth 2009:55-64). Nach Anna Wagner, die die Intersektionen von „Behinderung“, „Race“ und Geschlecht erforscht, lassen sich durch diese Analyse Prozesse postkolonialer Machtausübung des Globalen Nordens dekonstruieren. Ihre These lautet: „Behinderung fungiert in Form eines Kulminationspunktes der materiellen Ver-Körperung sozialer Prozesse als Spiegel für globale Ungleichheiten hinsichtlich der Verteilung von Macht und der auch nach dem Ende von Kolonialismus und Imperialismus fortbestehenden Hegemonie des Globalen Nordens innerhalb dieser Prozesse. Durch eine Analyse des sensiblen Faktors „Behinderung“ innerhalb dieses komplexen Systems eröffnet sich die Möglichkeit, bestehende soziale Normen im Globalen Norden, welche durch die Globalisierung von Wissen und Technologien, (unter anderen) durch Akteure der Entwicklungszusammenarbeit sowie durch die Ausweitung des neoliberalen, kapitalistischen Systems in den Globalen Süden exportiert werden, infrage zu stellen, zu dekonstruieren und eine Theorie globaler Gerechtigkeit auf Basis der Erfahrungen der Unterdrückung und Be-

Hinderung von Menschen mit Behinderungen im Globalen Süden zu entwickeln“ (Wagner 2014:137).

Zusammenfassend kann man feststellen, dass für den Forschungsbereich *Disability Studies* auch andere Analysekategorien relevant sind. Das Konzept der Intersektionalität ermöglicht, die komplexe Vielschichtigkeit sozialer Machtverhältnisse zu erforschen. Der Intersektionalitätsgedanke bedeutet für die *Disability Studies* die Frage, welche Kategorien und soziokulturelle Faktoren die Analyse von „Behinderung“ benötigt. Heike Raab fasst folgendermaßen den erkenntnistheoretischen Gewinn einer Intersektionalitätsperspektive in den *Disability Studies* zusammen: „Erstens kann Behinderung (...) als zentrale Analysekategorie dekonstruiert werden; zweitens kann die Kategorie Behinderung als Teil eines multikategorialen Forschungsdesigns entworfen werden, das zudem unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen einbezieht; drittens lässt sich Behinderung als kulturelle Praxis verstehen, die innerhalb komplexer und widersprüchlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse (...) repräsentiert wird; viertens schließlich wird es möglich, Behinderung als Zeichen und Ausdruck historisch bedingter, veränderlicher Vergesellschaftungsformen zu analysieren“ (Raab 2007:129-130).

8. Das Konzept der Mutterschaft

Die Mutterrolle hat in unserer patriarchalen Gesellschaft einen sehr hohen ideologischen Wert. Köbsell weist darauf hin, dass "behinderte Mädchen früh (lernen), dass sie keine 'richtigen Frauen' sein werden, dass sie nicht schön und begehrenswert sind und die klassische Frauenrolle als Partnerin und Mutter für sie nicht in Frage kommt" (Köbsell 2010:21). Auch Middendorf stimmt damit überein: "Mädchen mit Behinderung haben die Wahlmöglichkeiten (der Lebensplanung) nur sehr begrenzt. Aufgrund ihrer Behinderung wird ihnen die Rolle der Ehefrau, Hausfrau und Mutter nicht zugetraut" (Middendorf 2010:210). Gesellschaftliche Vorurteile über Menschen mit Behinderungen bewirken, dass "Mutterschaft" oder "Elternschaft" häufig gar nicht mit "Behinderung" in Verbindung gebracht wird: "Inherent in this denial is a complex intertwining of prejudices about the body, discriminatory judgements about dependence and caring capacity, and prejudicial assumptions about expectations in intimate relationships" (Lloyd 2001:718). In diesem Abschnitt werde ich auf das Konzept der Mutterschaft eingehen, um normative Erwartungen an Mütter zu erläutern. Anschließend werde ich analysieren, in welcher Weise diese Leitbilder Mütter mit Behinderungen betreffen.

In der Literatur wird oft darauf hingewiesen, dass im geschichtlichen Verlauf und in verschiedenen Kulturen das Konzept der Mutterschaft unterschiedlich aufgefasst war (vgl. Nadig 1987:81). Somit ist Mutterschaft kein universal gültiges Konzept, vielmehr ist es kulturell bedingt, historisch variabel und in verschiedenen Gruppen unterschiedlich geprägt.

Entgegen der früheren Konzepte von Mutterschaft als „selbstverständlichem biografischem Übergang“, der zwingend verwirklicht werden muss, ist heute Mutter zu werden zu einer Option geworden (vgl. Schneider 2010:26). Gleichzeitig kann man feststellen, dass Elternschaft „voraussetzungsvoller“ geworden ist und die Anforderungen an eine „gelingende Erziehung“ gestiegen sind. Im Kontext von Elternschaft spricht man zunehmend vom Ideal der „kindgerechten Erziehung“ oder dem Verbringen von „Qualitätszeit“ mit dem Kind (vgl. Schneider 2010:26). Diese Rekonzeptualisierung von Elternschaft geht jedoch nicht mit der Umformulierung des Leitbildes der „guten Mutter“ einher. Schneider spricht in diesem Zusammenhang von „differentieller Elternschaft“ – während die gegenwärtige Konstruktion von Vaterschaft eher vielschichtig ist und die Ausgestaltung der Vaterrolle einen relativ breiten Spielraum erlaubt (vgl. Schneider 2010:32), sind die Ideologien „guter Mütter“ weiterhin stabil und wirkungsvoll: „Die Macht der Mutterbilder ist faktisch ungebrochen und erfasst sowohl berufstätige Frauen wie Hausfrauen“ (Herwartz-Emden 1995:32). An Mütter werden große Erwartungen hinsichtlich der Kinderziehung gestellt: „In Western Countries, motherhood is part of a powerful nuclear family ideology that permeates all of society and is defined and delineated by strong social norms. There exist strong expectations to be a 'good mother' and consequently mothers tend to try to present themselves as fulfilling the necessary requirements“ (May 2008:47). Die Ideologie „guter Mutterschaft“ wird auch von entwicklungspsychologischen Theorien mitgeprägt, die einen essentiellen Bestandteil vom „Apparat an Expertenwissen“ darstellen (vgl. Mayall 2002:16).

Nach Herwartz-Emden ist heute das wichtigste normative Kriterium „guter Mutterschaft“ die Herstellung einer emotionalen Beziehung zum Kind. Diese emotionale Bindung gilt als ideologische Basis von Mutterschaft in westlichen Ländern und ist mit dem Ideal der Vollzeitmutter verbunden (vgl. Herwartz-Emden 1995:32). Zu beachten ist auch die Betonung von Autonomie in dem Konzept „guter Mutterschaft“. Barbara Thiessen spricht in diesem Kontext von der „Fetischisierung von Autonomie“, die eine binäre hierarchische Geschlechterordnung mit der Zuweisung von Angewiesenheit und Care-Verantwortung an Frauen wie die Abwertung und Distanzierung von Menschen mit Behinderung produziert (vgl. Thiessen 2011:o.S.). Das weiblich konnotierte „Sorgen“ – „Care“ – ist eine auf

zwischenmenschliche Beziehungen bezogene Praxis, die in einer Gesellschaft mittels kultureller Vorstellungen konstruiert wird: „Care steht immer mit bestimmten Sorgenormen und Geschlechterkonstruktionen in Verbindung“ (Thelen 2011:4). In den modernen Gesellschaften sind Mütter für die Hauptversorgung der Kinder verantwortlich und erfüllen die Funktion von „primary care giver“ (vgl. Thomas 1997:639).

Mütterliches Sorgen im Kontext von traditionellen Geschlechterrollen wurde von feministischen WissenschaftlerInnen kritisch beforscht. In den 1990er Jahren wurden Sorgetätigkeiten als „unterdrückend und einschränkend“ aufgefasst (vgl. Cockburn 2005:80). Brückner zufolge hat Care-Arbeit einerseits „den Charakter einer strukturellen Zumutung an Frauen – einhergehend mit beschränkter gesellschaftlicher Teilhabe am öffentlichen Leben, andererseits stellt Sorgen eine wichtige soziale Praxis von Frauen dar, die viele Frauen sich mit der Orientierung auf den zwischenmenschlichen Bereich zu Eigen machen“ (Brückner 2008:52).

Die normativen Erwartungen, die an Frauen in Bezug auf Muttersein und Sorgearbeit gestellt werden, betreffen jedoch nicht die Frauen mit Behinderungen, die sich in einem Spannungsfeld von „Carer“ und „Cared for“ befinden. Auch die Kritik am Care-Konzept wird nicht von allen Frauen mit Behinderungen geteilt, da ihnen oft die Ausübung der Mutterrolle verweigert wird: „To many women, the absence of rigidly prescribed gender roles would be a source of great relief and a sense of liberation, but for those of us who have been constantly denied access to what could be construed as the ‘goals of womanhood’, the attainment of such goals can be a real sense of achievement“ (Begum 1992:74). Der Begriff von „reproduktiver Freiheit“ kann etwas ganz anderes für Frauen mit Behinderungen bedeuten – nämlich das Recht auf Schwangerschaft, Mutterschaft und die Ausübung der Mutterrolle (vgl. Kallianes/Rubinfeld 1997:204). Obwohl in den meisten gegenwärtigen Gesellschaften noch immer Frauen aufgefordert werden, Mutter zu werden, gilt das meistens nicht für Frauen mit Behinderungen: „However, a double standard exists for disabled women, who have been seen as asexual or ‘defective’ and undesirable as sexual partners or mothers. Both disabled and non-disabled women’s sexuality and reproductive capacities have been regulated by patriarchal society, but here expectations of women’s traditional reproductive role are reversed – what is expected, encouraged and, at times, compelled among non-disabled women is not expected, discouraged and proscribed among disabled women“ (Kallianes/Rubinfeld 1997:205). Das Nicht Zugestehen der Mutterrolle kann auch einer von vielen Gründen sein,

dass Frauen mit Behinderungen sehr traditionelle, als weiblich konnotierte Geschlechterrollen auswählen, um der Vorstellung über „Normalität“ gerecht zu werden (vgl. Begum 1992:74).

Die Wissenschaftlerinnen mit Behinderungen kritisieren daher das Care-Konzept, das eine Trennlinie zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit zieht und das gesellschaftliche Bild verfestigt, wonach eine Person, die selbst Hilfe oder Pflege benötigt, nicht die Verantwortung für andere Menschen übernehmen kann. Diese Perspektive blendet die Tatsache aus, dass es möglich ist, „Carer“ und „Cared-for“ zugleich zu sein – was bei vielen Müttern mit Behinderungen der Fall ist: „So, disabled women are the providers as well as the recipients of care. Thus, constructions like of the disabled person as a burden and the informal carer as an oppressed woman are challenged“ (Lloyd 2001:721).

Nach Lloyd sind Mütter mit Behinderungen mit dem Problem konfrontiert, als abhängig und nicht entscheidungsfähig gesehen zu werden. Um nicht den Eindruck zu wecken, dass sie mit der Mutterschaft nicht zurechtkommen, versuchen sie, alles alleine zu schaffen und keine Unterstützung einzufordern: „Disabled women may be drawn in the same undervaluing of the way in which they fulfil the caring role and responsibility if they cannot undertake all the tasks without assistance“ (Lloyd 2001:724). Das Ergebnis der Studie von Judith Hartl, die Repräsentationen autonomer Mutterschaft untersucht hat, war, dass Frauen mit Behinderungen oft beweisen wollen, eine gute Mutter zu sein und danach streben, dem Bild einer „normalen“ oder sogar Supermutter zu entsprechen, was mit dem Bedürfnis nach Autonomie in der Ausübung der Mutterrolle gekoppelt ist (vgl. Hartl 2014:31-32).

Auch Carol Thomas untersuchte Erfahrungen von den Müttern mit Behinderungen und stellte fest, dass die Frage danach, ob sie als hinreichend gute Mütter wahrgenommen werden, eine große Rolle spielte: „A number of the women (believed) that they might be seen by others – representing either the powers of the state (health visitors, community midwives, doctors, social workers and so on) or the power of the wider family – to fail to live up to being a good mother“ (Thomas 1997:633).

Weil eine „Behinderung“ gemeinhin mit Fürsorgebedürftigkeit assoziiert ist, sehen sich Frauen mit Behinderungen mit großen Vorbehalten in Bezug auf ihren Kinderwunsch konfrontiert. Noch in den 1970er Jahren wurden viele Mädchen und Frauen mit geistigen und psychischen Behinderungen sterilisiert oder zur Abtreibung gedrängt (vgl. Zinsmeister 2010:116). Auch heute kommt es manchmal vor, dass Heimbewohnerinnen mit Behinderungen prophylaktisch die Drei-Monatsspritze oder Pille zur hormonellen Verhütung

verordnet bekommen, darunter auch solche Frauen, die keine Sexualekontakte pflegen wollen oder können (Jeschke/Wille/Fegert 2006:250). Gerade in den Fragen der Familienplanung oder Schwangerschaft werden Frauen mit Behinderungen selten ermutigt oder unterstützt.

Ursula Naue stellt in diesem Kontext auch die Frage, wem Sexualität sowie Reproduktionsautonomie zugestanden wird. Normalisierende Praktiken und biopolitische Strategien legen fest, was in Bezug auf Reproduktion gesellschaftlich akzeptiert wird und was verworfen wird (vgl. Naue 2006:21). Anhand der Debatte um die Monumentalplastik „Alison Lapper Pregnant“, die eine nackte, hochschwangere Frau mit körperlichen Beeinträchtigungen darstellt, untersucht Naue die Unsichtbarkeit von Müttern mit Behinderungen im öffentlichen Bereich. Frauen mit Behinderungen sind in mehrfacher Weise von Normalisierungs- und Hierarchisierungsstrategien im Bereich der Reproduktion betroffen: „Im Moment des Infragestellens bestimmter hegemonialer Vorstellungen über gesellschaftliche und zugleich historisch verfestigte reproduktive Möglichkeiten behinderter Menschen werden auch die dahinter liegenden Normvorstellungen herausgefordert – Normen, die im Kontext eines Verständnisses des reproduktiven Bereichs als 'biopolitical space per excellence' als Träger von Machtansprüchen dienen" (Naue 2006:22).

9. Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung: Massenmedien und „Behinderung“

Medien sind ein wesentlicher Bestandteil des täglichen Lebens und durchdringen alle gesellschaftlichen Bereiche: "Die Medien sind allgegenwärtig in Politik und Wirtschaft, Arbeit und Freizeit, Bildung und Kunst, in der öffentlichen wie in der privaten Sphäre" (Noelle-Neumann/Schulz/Wilke 2003:9). In der postmodernen Informationsgesellschaft prägen Medien in hohem Maße das Wissen, Einstellungen zu Themen, Personen und Ereignissen (vgl. Scholz 2010:28). Die Bedeutung der Medien wird vom Soziologen Niklas Luhmann wie folgt charakterisiert: „Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien. Das gilt nicht nur für unsere Kenntnis der Gesellschaft und Geschichte, sondern auch für unsere Kenntnis der Natur“ (Luhmann 2004:9).

Medien können anhand unterschiedlicher Kriterien klassifiziert werden. Radtke nimmt eine Differenzierung in traditionelle und neue Medien vor (vgl. Radtke 2003:5). Traditionelle Medien umfassen insbesondere die Printmedien - Zeitungen und Zeitschriften -, den Rundfunk mit den Bereichen Hörfunk und Fernsehen sowie den Sektor Film. Daneben gibt es

die neuen Medien. Zum Teil handelt es sich dabei um traditionelle Medien, die sich lediglich durch den Übertragungsweg, z.B. durch Satelliten oder die Rechtsform von jenen unterscheiden. Des Weiteren fallen in diese Kategorie auch neuartige technische Entwicklungen, wobei das Internet am bekanntesten ist. Saxer weist dagegen auf das soziale Potenzial der Medien hin und unterscheidet zwischen den Medien als Kommunikationskanäle (Transportsysteme), als Organisationen (arbeitsteilig organisierte Produktions- und Distributionsstätten) und als Institutionen, die eine bestimmte soziale Kommunikationspraxis prägen (Saxer 1999:6). Der Begriff Soziale Medien steht für digitale Medien und Technologien, die es BenutzerInnen ermöglichen, viele Inhalte selbst zu stellen. Blogs, soziale Plattformen zum Teilen von Fotos und Videos wie Facebook, Twitter, Youtube spielen dabei eine zentrale Rolle. In meiner Arbeit werde ich mich auf kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung beziehen, die „eine kritische Medienforschung (ist), die Medien, ihre Produktion und Rezeption im Rahmen bestehender Machtverhältnisse und kultureller Bedeutungsproduktion verortet“ (Klaus 2001:15).

In dieser Perspektive werden Medien nicht nur als Vermittler von Informationen, sondern auch von kulturellen Bedeutungen verstanden. Medien leisten dazu einen erheblichen Teil der Konstruktion von Identitäten und der Bedeutungszuschreibung zu Ereignissen. Sie re/produzieren Bedeutungen, Denkmuster und bieten Identitäten an: „Dem Thema 'Frauen und Medien' kommt (...) deshalb so große Bedeutung zu, weil Medien die erlebte 'Wirklichkeit' konstruieren und Leitbilder einer Gesellschaft vorgeben: Die gesellschaftlichen und kulturellen Zuschreibungen an Mann und Frau werden zum Großteil medial entworfen und somit von diesen vorgegeben“ (Dorer/Marschik 1999:2).

Aus der Sicht der kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung ist zwischen dem Gleichheits-, dem Differenz- und dem de-/konstruktivistischen Ansatz zu unterscheiden. Durch die Einbeziehung jeder Perspektive in die Medienanalyse werden diverse Aspekte der Medienkommunikation in den Blick genommen. Der Differenzansatz zielt auf die Untersuchung von unterschiedlichen Lebenswelten von Männern und Frauen, die durch gesellschaftliche Strukturen bedingt werden. In diesem Ansatz werden unterschiedliche Kommunikations- und Lebensstile von Frauen und Männern herausgearbeitet. Das Ziel besteht auch darin, „Beispiele für widerständiges Handeln zu lokalisieren und partielle Veränderungen aufzuzeigen“ (Röben 2013:72). Im Kontext der Analyse der medialen Repräsentationen von Frauen mit Behinderungen werden Unterschiede zwischen den Lebenssituationen von Frauen und Männern mit Behinderungen aufgezeigt. Es wird auch auf

die spezifische Situation von Frauen mit Behinderungen fokussiert und unterschiedliche Aspekte ihrer Benachteiligung werden gezeigt.

Der Gleichheitsansatz nimmt die Diskriminierung von Frauen in den Blick und plädiert für eine Gleichberechtigung von Männern und Frauen sowohl in der Mediendarstellung als auch in Medienberufen. Es wird darauf hingewiesen, dass mediale Darstellungen an gängigen Stereotypen orientiert sind (vgl. Röben 2013:71). Die Gleichheitsperspektive bei der Analyse der medialen Bilder von Frauen mit Behinderungen bedeutet die Auseinandersetzung mit der Trivialisierung von Frauen mit Behinderungen und mit ihren Darstellungen als Opfer, wobei auf ihre Handlungsmöglichkeiten und subversive Geschlechterrollen nicht weiter eingegangen wird.

Der dekonstruktivistische Ansatz schließlich stellt einen Paradigmenwechsel dar, indem die kulturelle Konstruiertheit der sozialen Kategorien analysiert wird. Die angeblich „natürlichen“ Kategorien und die Selbstverständnisse von Körper, Identität und Normen werden kritisch hinterfragt. Nicht nur Geschlecht aber auch Sexualität, Ethnie, Alter und „Behinderung“ werden als Kategorien sozialer Ungleichheit begriffen und im Hinblick auf ihr Diskriminierungspotenzial diskutiert (vgl. Flicker 2008:127). Der dekonstruktivistische Ansatz in der Analyse von Darstellungen von Frauen mit Behinderungen ermöglicht, die Konstruktion von Dualismen männlich/weiblich, behindert/nichtbehindert, krank/gesund zu analysieren und die Herrschaftsverhältnisse und Herstellungsmodalitäten in den Blick zu nehmen. Es wird auch untersucht, wie sich Männer und Frauen mit Behinderungen in ihrem Medienhandeln in der zweigeschlechtlich strukturierten Lebenswelt verorten (sog. doing gender) (vgl. Röben 2013:71).

Aus der Perspektive dieser drei unterschiedlichen aber einander ergänzenden Ansätze wird der geschlechtlich codierte Kommunikationsprozess auf allen Ebenen untersucht. Somit lässt sich nach Dorer und Klaus das gesamte Themenspektrum der Medienforschung aus einer feministischen Perspektive analysieren (vgl. Dorer/Klaus 2008:81).

Produktiv ist auch die Einbeziehung in die Medienanalyse der Ansätze von Cultural Studies, die sich mit der Frage nach kulturellen Identitäten und Kategorisierungen kultureller Differenz beschäftigen. Aus der Sicht der Cultural Studies gehören Medien „zu den wichtigsten Bedeutungsproduzenten. Sie reflektieren nicht die Wirklichkeit sondern repräsentieren die gesellschaftlichen Diskurse, produzieren und reproduzieren Bedeutungen. (...) Die theoretischen Konzepte, die dieser Neubedeutung von Publikumsaktivitäten

zugrunde liegen – Ideologie, Hegemonie und Polysemie – sind allesamt auch für die Seite des journalistischen Handlungszusammenhangs relevant“ (Klaus 2004:387). Massenmedien liefern einen ausgewählten Ausschnitt an Informationen, die zudem von JournalistInnen selektiert und aufbereitet werden und somit subjektive Blickwinkel wiedergeben. Wie Medien mit Themen wie beispielsweise Frauen mit Behinderungen umgehen, beeinflusst den gesellschaftlichen Diskurs.

Peter Radtke, der Darstellungen von Menschen mit Behinderungen in Medien untersuchte, stellt fest: „Unsere Gesellschaft ist eine Mediengesellschaft. Keiner kann sich dem Einfluss der Medien völlig entziehen. Was wir denken, wie wir handeln, wird zu einem Großteil von den Massenmedien bestimmt. Dies ist selbst dort der Fall, wo wir uns frei von derartigen Bevormundungen glauben“ (Radtke 2006:121). Im Folgenden wird auf den spezifischen Diskurs um Frauen mit Behinderungen in Medien eingegangen.

9.1. Zur Darstellungsform von Menschen mit Behinderungen innerhalb der Medien

Im Nachfolgenden werde ich Rollenklischees und stereotype Darstellungsformen von Menschen mit Behinderungen diskutieren. Ich konzentriere mich vorwiegend auf die Typisierungen von Peter Radtke und Colin Barnes, weil auf ihre Arbeiten und Kategorisierungen sich ForscherInnen in Polen beziehen (vgl. Struck-Peregończyk 2013, Brzezińska/Woźniak/Maj 2007).

Im Ergebnisteil der Arbeit (vgl. Kapitel II.5) erfolgt eine Analyse, inwieweit sich diese Rollenklischees tatsächlich innerhalb der polnischen Presse finden.

Nach Radtke werden Menschen mit Behinderungen in den Medien durchaus stärker als in früheren Jahren berücksichtigt. Das Vorkommen beruht jedoch auf der selektiven Darstellung nur bestimmter Aspekte und Arten der Behinderung und Auslassung ebenso wichtiger anderer Perspektiven (vgl. Radtke 2006:125).

Studien zur Repräsentationen von Menschen mit Behinderungen in Medien kommen je nach Kontext zu unterschiedlichen Ergebnissen. So sieht Peter Radtke nur zwei Hauptrichtungen, in denen sich mediale Bilder von Menschen mit Behinderungen erschöpfen: „Zum einen werden Menschen mit Behinderung vorgestellt, die nach herkömmlicher Meinung ungewöhnliche Leistungen erbringen. In diese Kategorie gehören Einzelaktionen (...) und Berichte über die Bewältigung beruflicher Herausforderungen, die einem behinderten Menschen gemeinhin nicht zugetraut werden. Im Gegensatz dazu werden Betroffene als

ausschließlich hilfsbedürftige Wesen dargestellt, wobei man bewusst oder unbewusst an das Mitleid der Außenstehenden appelliert“ (Radtke 2006:125). In beiden Darstellungen werden Normen von „Nicht-behinderten“ an Personen angelegt, die als außerhalb solcher Normen stehend angesehen werden. Menschen mit Behinderungen werden kaum anders als entweder bemitleidenswert und leidend oder heldenhaft und außergewöhnlich dargestellt: "Batman oder Bettler - zwischen diesen beiden Polen scheint es nichts zu geben, was es wert wäre, vermittelt zu werden" (Radtke 2006:125). Beide Tendenzen sind dabei „gleich weit vom Ziel einer zusammengehörigen Gesellschaft entfernt, indem sie entweder den Betroffenen auf ein erhöhtes Podest stellen oder umgekehrt außerhalb jeglicher sozialen Verpflichtung als ausschließlich Nehmenden“ (Radtke 2006:125).

Auch polnische ForscherInnen weisen auf die Dominanz von diesen zwei Darstellungsweisen in den polnischen Medien hin - entweder als Personen, die mit alltäglichen Aufgaben nicht zurechtkommen oder als HeldInnen, die das Ungewöhnliche leisten (vgl. Struck-Peregończyk 2013:25).

Rosemarie Garland-Thomson unterscheidet dagegen die außerordentliche, rührselige, exotische und alltagsnahe Repräsentationsweise von „Behinderung“ (vgl. Garland-Thomson 2005:59-63). Die außerordentliche Darstellungsweise legt den Fokus auf Körperbeeinträchtigung, die als Ausnahmerecheinung betrachtet wird. Exotische Darstellung hingegen lässt „Behinderung“ als etwas „Ungewöhnliches“ erscheinen, wobei Aspekte wie Sensation, Neugier und Unterhaltung eine zentrale Rolle spielen. Garland-Thomson fasst die vier Darstellungsweisen von „Behinderung“ wie folgt zusammen: „the wondrous mode directs the viewer to look up in awe of difference; the sentimental mode instructs the spectator to look down with benevolence; the exotic mode coaches the observer to look across a wide expanse toward an alien object; and the realistic mode suggests that the onlooker align with the object of scrutiny" (Garland-Thomson 2001:346). Zu beachten ist, dass diese Darstellungsweisen oft in Medienbeiträgen miteinander gemixt auftreten.

Eine weitere Selektion in den Medien betrifft die dargestellten Behinderungsarten und die Schwere der Behinderung. Während Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen immer häufiger in den Medien gezeigt werden, gilt das nicht für Menschen mit anderen Einschränkungen: „Schwerstbehinderte Menschen gelten in Fachkreisen als 'dem Publikum nicht vermittelbar'. Über sie wird höchstens gesprochen; ins Bild gesetzt werden sie selten“ (Radtke 2006:126).

Der Autor erwähnt auch Diskussion über die Darstellung von Personen mit geistigen und psychischen Beeinträchtigungen in Fernsehspielen und Spielfilmen. Er argumentiert, dass "Immer häufiger Menschen mit einer psychischen Behinderung als Kriminelle auftauchen. Es gibt gewisse Klischees, die weniger mit einer Personengruppe zu tun haben als vielmehr mit der entsprechenden Literaturgattung. So wie zum Western der böse Outlaw und der gute Sheriff gehören (...) oder zum Horrorfilm der psychisch kranke Killer" (Radtko 2003:8).

Christiane Galehr, die 2005 die Häufigkeit der Thematisierung von "Behinderung" in der österreichischen Tagespresse untersuchte, brachte auch Aufschlüsse, welche Arten von "Behinderung" medial am häufigsten präsent sind¹². Eine Auswertung von 14 Artikeln ergab, dass am häufigsten Personen mit körperlichen Beeinträchtigungen (6 Fälle) in der Berichterstattung thematisiert wurden. Jeweils zwei Artikel widmeten sich Personen mit psychischen und geistigen Beeinträchtigungen. Sehbeeinträchtigung und Gehörlosigkeit wurde in jeweils einem Artikel thematisiert (vgl. Galehr 2005).

Colin Barnes hat hingegen elf verschiedene Darstellungsweisen von Menschen mit Behinderungen in den Medien unterschieden, die er als stereotyp bezeichnet hat: Person mit Behinderungen als bemitleidenswert, als Opfer von Gewalt, als böse und hinterhältig, als seltsame Kuriosität, als „Superkrüppel“, als Objekt des Spotts, als ihr eigener schlimmster Feind, als Last für die Gesellschaft, als sexuell abnormal, als unfähig zur gesellschaftlichen Teilhabe und schließlich – als „normal“ (vgl. Barnes 1992:8).

9.1.1. Der/die Bemitleidenswerte

Menschen mit Behinderungen werden als von der Gesellschaft abhängig und bemitleidenswert dargestellt. Meistens wird dabei ein tragisches und trauriges Schicksal betont und das Leben auf ein sorgenvolles Dasein reduziert. Diese Darstellung findet ihren Ausdruck in der Verwendung von emotional geladenen Begrifflichkeiten wie "heldenhaft", "mutig" aber auch "Unglück", "Schicksal" oder "Opfer" (vgl. Barnes 1992:8). Mediale Repräsentationen von diesen Klischees sind zum Beispiel Sendungen, die karitative Aktionen zum Thema haben und die Notwendigkeit finanzieller Unterstützung betonen. Scholz weist darauf hin, dass "die Mitglieder der Gesellschaft sich durch Spenden besser fühlen (können). Es wird ihnen die Möglichkeit gegeben, sich großzügig zu zeigen, um sich auch selbst etwas Gutes zu tun" (Scholz 2012:122). Diese Erzeugung von Mitleid, die die Spendenfreudigkeit

¹² Die quantitative Analyse analysierte Berichte im Untersuchungszeitraum von 15 Tagen in drei Tageszeitungen "Vorarlberger Nachrichten", "Salzburger Nachrichten" und "Die Presse".

der ZuschauerInnen steigert, ist ein wichtiger Aspekt bei der Darstellung von Menschen mit Behinderungen in den Medien.

Laut Barnes kann diese stereotype Darstellung umgegangen werden, indem ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Nehmen und Geben postuliert wird. Menschen mit Behinderungen sollen nicht ausschließlich als HilfeempfängerInnen dargestellt werden, sondern auch als SpendengeberInnen (vgl. Barnes 1992:22).

9.1.2. Das Gewaltopfer

Medien unterstützen das Klischee, dass Menschen mit Behinderungen "empfindlich für Gewalt sind" (Bartes 1992:22). Obwohl der Zusammenhang von Gewalt und Behinderung ein wichtiges Thema ist, weist der Autor auf die übermäßige Häufigkeit dieser Darstellungen hin, was zur Verfestigung der Stereotype führt. Durch die Gleichsetzung von Behinderung und Wehrlosigkeit wird das Bild von völlig abhängigen und hilflosen Menschen mit Behinderungen verfestigt. In dieser Darstellungsweise wird oft auch eine besonders ausgeprägte Skrupellosigkeit des Täters betont, was "beim Zuschauer durch die vermeintliche doppelte Opferrolle (Opfer von Behinderung und Opfer der Gewalt) noch mehr Mitleid erregen (soll)" (Scholz 2012:123). Scholz argumentiert dagegen, dass Häufigkeit der Berichte über Gewalt gegen Menschen mit Behinderungen nicht unbedingt als negativ bewertet soll. Nicht alle Artikel sind notwendigerweise klischeehaft, außerdem kommt Gewalt gegen diese Personengruppe im Vergleich zu Menschen ohne Behinderungen auch in der Realität überhäufig vor (vgl. Scholz 2012:123).

9.1.3. Der/die Unheimliche und Böse

Bei dieser Darstellung fungiert Behinderung als Symbol für die Niederträchtigkeit und Boshaftigkeit. Besonders oft kommt dieses Rollenklischee im Spielfilm vor. Bei einer Untersuchung von Bartmann war jede zehnte Person mit Behinderung, die in einem Spielfilm zu sehen war, ein Bösewicht (vgl. Bartmann 2002:137). Diese Stereotypisierung Behinderung - Bösewicht ist in erster Linie durch einen "entsetzten Blick auf den monströsen Menschen mit Behinderung" (Stauber 2007:82). Besonders Horrorfilme werden genutzt, um den Menschen mit Behinderungen ein abstoßendes Aussehen oder Verhalten zu verleihen, wobei das entsetzliche Innere mit dem äußeren Erscheinen übereinstimmt (vgl. Stauber 2007:85). Scholz führt das Beispiel der James-Bond-Reihe an, in der "beinahe in jeder Episode eine Person mit einer körperlichen Einschränkung oder äußerlichen Auffälligkeit den Bösewicht

gibt" (Scholz 2012:124). Nicht nur Filme aber auch Zeitungsberichte liefern Beispiele für diese stereotype Darstellungsweise: "Newspaper articles sensationalising the connection between intellectual impairments and criminality are common in both the tabloids and the ‚quality‘ papers (...). The overall message coming out of these stories is that such people cannot be trusted, are a danger to children and should be locked up" (Barnes 1992:11). Der stereotype Zusammenhang zwischen körperlicher oder geistiger Beeinträchtigung und Kriminalität in den Berichten soll durch sachliche, nicht einseitige Darstellungen ersetzt werden.

9.1.4. Der/die Exotische

Früher wurden Menschen mit Behinderungen als etwas Außerordentliches betrachtet. Die sogenannten Freaks, die im 19. Jahrhundert zur Schau gestellt wurden, waren dieser Darstellungsweise vorausgegangen (vgl. Garland-Thomson 2005:60). Menschen mit Behinderungen wurden zu Objekten der Neugierde, die die Begierde der ZuschauerInnen nach Sensation stillen sollten (vgl. Barnes 1992:12). Heute ist ein solches Zurschaustellen eher selten anzutreffen, dennoch gibt es Medienberichte, Fotografien, die dasselbe voyeuristische Muster reproduzieren (Barnes 1992:12). Die exotische Darstellungsweise von Menschen mit Behinderungen ist auch für die Werbung attraktiv, da sie Aufmerksamkeit und Neugier weckt. Renggli weist darauf hin, dass diese Repräsentationsweise durch eine distanzierte Sicht geprägt ist: "Menschen mit Behinderung werden als Sensation, als Objekt der Neugier oder Unterhaltung betrachtet" (Renggli 2004:15). Vor allem scheinen Menschen mit sichtbaren Beeinträchtigungen von dieser stereotypen Darstellungsweise betroffen zu sein. Scholz zufolge "bergen solche Klischees auch Komponenten emotionaler Reaktionen in sich. Abwehr und Angst einerseits und Neugierde andererseits stehen sich unmittelbar als ursprüngliche kulturell geprägte Reaktionen auf Menschen mit Behinderungen gegenüber" (Scholz 2012:125).

9.1.5. Der/die Superkrüppel

Das Klischee stellt Menschen mit Behinderungen als Helden und Heldinnen dar, die den Alltag "trotz der Behinderung" überwinden. In erster Linie geht es hier um die Beherrschung der Einschränkungen und den Kampf einer Person mit Behinderung gegen ihr Schicksal. Formulierungen wie "bewältigt ihr Leben", "meistert ihr Leben trotz Behinderung" usw. verfestigen stereotype Darstellungen und sollen aufgegeben werden. Der Begriff "Superkrüppel" wurde von der amerikanischen Behindertenbewegung geprägt. So wird die

Diskursfigur des Helden genannt, der außergewöhnliche Leistungen vollbringt. Dabei kann die Person entweder triumphieren oder heroisch scheitern (vgl. Scholz 2012:126). Nach Scholz kann diese Darstellungsweise negativ auf die gesellschaftliche Akzeptanz von Menschen mit Behinderungen wirken: "Wenn sich die Berichterstattung zu sehr auf Außergewöhnliches konzentriert, bedeutet dies den medialen und unter Umständen auch gesellschaftlichen Ausschluss für die meisten Menschen mit Behinderung, die über keine 'spektakulären' Eigenschaften verfügen" (Scholz 2012:126). Die heroisierende Repräsentationsweise ist durch Hinaufsehen zu Menschen mit Behinderungen gekennzeichnet, die "trotz der Behinderung" Sport treiben, reisen usw. Hier bleibt auch die Frage bestehen, ob eine solche Darstellungsweise nicht unpassende Normen an Menschen mit Behinderungen legt.

9.1.6. Lachnummer

Auch die Darstellungsweise von Menschen mit Behinderungen als Objekt von Spott und Humor ist ein lange verbreitetes Bild, das in Medien, z.B. in Komödien oder Fernsehshows vorhanden ist. Die Beeinträchtigung dient dabei den ZuschauerInnen zur Belustigung (vgl. Scholz 2012:127). Nach Barnes ist diese Verhaltensweise nicht neu: "Laughing at disability is not new, disabled people have been a source of amusement for non-disabled people for centuries (...). During the seventeenth and eighteenth centuries keeping 'idiots' as objects of humor was common among those who had the money to do so, and visits to Bedlam and other 'mental' institutions were a typical form of entertainment for the 'able but ignorant'" (Barnes 1992:27). Ein Beispiel für diese Darstellungsweise ist die Zeichentrickfigur von "Mr. Magoo", die 1949 von Animationsstudio United Productions of America geschaffen wurde. Mr. Magoo ist ein älterer Mann, der aufgrund seiner Sehbeeinträchtigung in unterschiedliche, vermeintlich lustige Situationen gerät (vgl. Scholz 2012:127). Derartige klischeehafte Rollendarstellungen können Möglichkeiten von Menschen mit Behinderungen schwächen, in der Gesellschaft ernst genommen zu werden. Bartmann sieht jedoch in solchen Darstellungen auch die Möglichkeit des Humors als Bewältigungsstrategie, solange das nicht die einzige Repräsentationsweise ist (vgl. Bartmann 2002:142)¹³.

9.1.7. Der/die Unangepasste und Verbitterte

¹³ Die Aussage des Autors über Humor als Bewältigungsstrategie finde ich kontrovers. Der Humor als die Form der Bewältigung ist natürlich bei Betroffenen und deren Umfeld zu beobachten. Zu beachten ist jedoch, dass bei Mediendarstellungen die Menschen mit Behinderungen vor allem die ZuschauerInnen belustigen sollen.

Weiteres lässt sich die Typisierung des Menschen mit Behinderung als Rächer, verbitterte Person finden, die es nicht schafft, mit ihrer "Behinderung" umzugehen und sich selbst bemitleidet. Scholz zufolge ist diese Repräsentationsweise in den Medien relativ selten, Selbstmitleid und negative Gefühle von Menschen mit Behinderungen werden nicht oft thematisiert (Scholz 2012:288). Viel häufiger wird über positive Emotionen und Wohlbefinden berichtet. Barnes zufolge stellen die Medien Menschen mit Behinderungen manchmal so dar, als könnten sie ihre Beeinträchtigungen überwinden, wenn sie damit aufhören würden, sich selbst zu bemitleiden und stattdessen positiv denken würden (vgl. Barnes 1992:29). Die Erwartung an Menschen mit Behinderungen, sich zusammenzureißen, ist in der Gesellschaft sehr präsent und durchdringt nicht nur Medien aber auch Literatur. Diese Perspektive kann man zum Beispiel im Buch von Dieter Kleffner "Im Testprogramm des Schicksals" finden: "Jeder Behinderte muss lernen, zu seiner Behinderung zu stehen. (...) Wer sich dieser großen Aufgabe nicht stellt und sich nur verstreckt, wird eines Tages einsam werden. Dann wird er verbittert. Verbitterte Menschen wirken sehr abstoßend. sich selbst zu bedauern hilft garantiert nicht. Wenn man von einer Krankheit oder Behinderung überfallen wird, dann schreit die innere Stimme fragend auf: 'Wieso ich?' Eine Stimme aus dem Universum müsste dann die Gegenfragen stellen: 'Wieso nicht du? Wieso denn jemand anders? (...) Wer den Mut hat, zu seiner Behinderung 'ja' zu sagen, wird viel Zustimmung und teilweise Bewunderung erhalten" (Kleffner 2012:176-177).

Dieses Denken fällt in Zusammenhang mit dem medizinischen Modell von Behinderung, das Behinderung als ein individuelles Problem begreift. Für diese Repräsentation ist auch kennzeichnend, dass eine Person mit Behinderung als ihr eigener schlimmster Feind dargestellt wird.

9.1.8. Die Belastung

Die Repräsentationsweise von Menschen mit Behinderungen als Belastung für ihre Familie und ihr Umfeld ist eng mit dem Rollenmuster der "disabled person as pitiable and pathetic" verbunden (vgl. Barnes 1992:7). Es wird die Hilflosigkeit und Abhängigkeit der betroffenen Personen betont und auf die Notwendigkeit der Unterstützung vonseiten der Gesellschaft hingewiesen. Es wird auch in der medialen Vermittlung impliziert, dass diese Belastung zu einer tiefen psychischen Störung oder zum Bruch der Familie führen kann (Barnes 1992:15). Ein Beispiel für diese Darstellungsweise sind manche Berichte über die Erziehung von Kindern mit Behinderungen, die sich auf die psychische und physische Belastung der Eltern,

vorwiegend der Mütter konzentrieren. Es wird ein hoher Zeitaufwand für die Versorgung und Betreuung der Kinder mit Behinderungen betont. Mütter müssen daher eine Vielzahl ihrer Bedürfnisse zurückstellen, bisherige Lebensziele aufgeben und auf Möglichkeiten der eigenen Selbstverwirklichung verzichten. Obwohl diese Darstellungen oft vorhandene und realitätsnahe Probleme dieser Gruppe zeigen, können sie unter Umständen Stereotype verfestigen.

Nach Nelson kann auch das Rollenklischee der Menschen mit Behinderungen als Belastung zu ihrer Instrumentalisierung führen, indem sie nicht mehr als Personen selbst interessant sind, sondern vor allem Aufopferungsbereitschaft der Umgebung hervorgehoben wird (vgl. Nelson 1994:9). Bartmann, die die Darstellungsmuster von Menschen mit Behinderungen in Film und Fernsehens analysiert, beschreibt das Rollenklischee des "Schützlings", das sich zum Teil mit der Darstellung von Menschen mit Behinderungen als Belastung überschneidet (vgl. Bartmann 2002:133). "Der Schützling mit Behinderung heroisiert seinen Beschützer, rührt das Publikum zu Tränen und löst Mitleid aus" (Bartmann 2002:143). Die Funktion des Schützlings besteht darin, die Hauptfigur noch heldenhafter erscheinen zu lassen, indem die Figur der Person mit Behinderungen eindeutig schutzbedürftig und unselbständig dargestellt wird.

9.1.9. Der/die A-sexuelle und sexuell Andersartige

Diese Rollendarstellung begreift die Sexualität von Menschen mit Behinderungen als Abweichung von der gesellschaftlichen Norm: "Wenn es um Sexualität geht, werden Menschen mit Behinderung vielfach noch aufgrund gesellschaftlich falsch geprägter Bilder und Phantasien stigmatisiert" (Garland-Thomson 2005:10). Diese Abweichung erfolgt in zwei Richtungen: Menschen mit Behinderungen werden entweder als asexuell oder sexuell enthemmt. Barnes weist darauf hin, dass Menschen mit Behinderungen oft in Medien als "incapable of sexual activity" und "sexually inactive" dargestellt werden (Barnes 1992:16). Die Annahme, Menschen mit Behinderungen sind unfähig, sexuell aktiv zu sein, findet man in der Popmusik, in Filmen und in der Presse: "The message is clear; disabled people are sexually dead and therefore their lives are not worth living" (Barnes 1992:33). Diese Repräsentationsweise kommt nach Scholz besonders oft bei den Darstellungen von Frauen mit Behinderungen, deren Beeinträchtigungen dazu instrumentalisiert werden, die Untreue ihrer Männer zu begründen (vgl. Scholz 2012:129). Die zweite Ausprägung dieses Rollenklischees besteht in den Darstellungen von Menschen mit Behinderungen als sexuell

übermäßig. Das Verhalten und Verlangen im Kontext von Behinderungen werden als etwas Pathologisches, bestenfalls Problematisches konstruiert. Vor allem bei geistigen Beeinträchtigungen ist dieser Zusammenhang ein präsenes Muster (vgl. Barnes 1992:17).

Zu betonen ist, dass das Thema Behinderung und Sexualität relativ selten thematisiert wird. Besonders gilt das für die Darstellungen von Frauen mit Behinderungen, "über deren Sexualität kaum gesprochen wird. Wird Sexualität ausführlicher behandelt, geht es um die behinderte Frauen als Opfer von Sexualstraftaten" (Scholz 2012:292).

9.1.10 Der/die Unfähige

Barnes zufolge konstituiert sich das Klischee einer Person mit Behinderungen als unfähig aus dem Fehlen in den medialen Berichten bestimmter Darstellungen. Menschen mit Behinderungen werden zu selten als produktive Mitglieder der Gesellschaft, als StudentInnen, LehrerInnen, Eltern etc. gezeigt (vgl. Barnes 1992:34). Wichtig ist daher, dass sie häufiger als ExpertInnen präsentiert werden. Dieses Fehlen der Darstellungen von Menschen mit Behinderungen als fähige Personen, die wichtige Beiträge zur Gesellschaft liefern können, deutet an, dass erstens ihr sozioökonomischer Status niedrig ist, zweitens dass sie wenig erfolgreich sind und drittens von anderen abhängig sind (vgl. Barnes 1992:17). Menschen mit Behinderungen kommen als ExpertInnen nur dann zu Wort, wenn das Thema in irgendeiner Form mit Behinderung zu tun hat (vgl. Barnes 1992:17). Sie fungieren als ExpertInnen nur in eigener Sache, was zwar auch positiv bewertet werden kann, blendet aber gleichzeitig aus, dass Menschen mit Behinderungen über Expertenwissen in vielen anderen Bereichen verfügen können. Diese Darstellungsweise reduziert die Menschen mit Behinderungen nur auf die "Behinderung": "Die Behinderung ist das per se Definierende; andere Kontexte, wie Professionen, Wissen oder sonstige gesellschaftliche Themen werden ausgeblendet" (Scholz 2012:130).

9.1.11 Der/die Normale

Das letzte von Barnes beschriebene Rollenklischee ist die Darstellung von Menschen mit Behinderungen als "normal", als Personen des alltäglichen Lebens (vgl. Scholz 2012:130). Diese Repräsentationsweise kommt vor allem in der Werbung und in TV-Serien vor. Problematisch sind hier Darstellungen, die oberflächlich wirken und den alltäglichen Erfahrungen von Menschen mit Behinderungen nicht entsprechen. Es überwiegen positive Bilder von diejenigen, die ein "normales" Leben führen können, "people who just happen to

have impairments" (Barnes 1992:72). Ausgeblendet werden dagegen Darstellungen von armen oder ungebildeten Personen, die einen Mangel an Möglichkeiten haben. Darke zufolge vermittelt das Rollenklischee, dass Menschen mit Behinderungen dieses und jenes erreichen müssen, um in der Gesellschaft akzeptiert zu werden (vgl. Darke 2004:100).

10. Kritische Diskursanalyse: Theorie und Methode

Im folgenden Teil werden die methodischen Rahmenbedingungen für die Analyse der Medienberichte in der polnischen Presse bestimmt. Die Methode, die ich anwende, ist die Kritische Diskursanalyse nach Jäger, die sich auf Michel Foucaults Diskurstheorie bezieht. Auch wenn Foucault selbst keine genauen methodischen Anweisungen gegeben hat, so lassen sich aus seinen Abhandlungen zu Diskurs, Subjekt, Macht, Wissen und Dispositiv doch Anleitungen ablesen (Jäger 2012:8).

Die Diskursanalyse ist besonders für feministische Forschung, die den hegemonialen Wissensapparat kritisiert, produktiv, da sie Jäger zufolge politisch ist und impliziert, dass auch WissenschaftlerInnen keine neutralen Subjekte sind (vgl. Jäger 2012:10). Die kritische Diskursanalyse hat ihren Ursprung im Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung. Jäger versucht, die Methode mit den Ansätzen der Sozialwissenschaften zu verbinden. Das Ziel ist dabei, keine "Hilfswissenschaft" für Sozialwissenschaften zu entwickeln, sondern eine eigenständige, transdisziplinäre Methode (Jäger 2012:78), die einen kritischen Wissensanspruch verfolgt.

In *Die Archäologie des Wissens* bezeichnet Foucault den Diskurs als "eine Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem zugehören" (Foucault 1981:156). Seine Hypothese besagt, dass die "Produktion des Diskurses" in jeder Gesellschaft zugleich kontrolliert, selektiert und kanalisiert wird (vgl. Foucault 1991:34). In Anlehnung an Foucault bedeutet Diskurs "Form und Inhalt von Äußerungen; seine Analyse beantwortet, grob gesagt, die Frage danach, was zu einem bestimmten Zeitpunkt von wem wie sagbar war bzw. sagbar ist. Das bedeutet, bei der Analyse wird immer auch die Frage danach gestellt, was nicht sagbar war bzw. ist" (Jäger 2004:336). Die Regeln des Diskurses definieren ein hegemoniales Wissensgebiet und eine Ordnung der Aussagen, die zu einem bestimmtem Zeitpunkt in einem bestimmten Raum möglich und zulässig sind. Diese Aussagen produzieren sowohl Wissen als auch konstituieren dazu gehörige Subjekte. Foucault zufolge bedeuten Diskurse nicht nur die sprachliche Seite der Wirklichkeit, sondern sie umfassen auch nicht-sprachliche Aspekte: "Diskurse (sind nicht) als Gesamtheiten von Zeichen (...), sondern als Praktiken zu behandeln,

die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses mehr macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses mehr muß man ans Licht bringen und beschreiben" (Foucault 1981:74). Diese produktive Wirkung von Diskursen besteht darin, dass sie nicht die "Wirklichkeit" abbilden oder widerspiegeln, sondern eine eigene Wirklichkeit schaffen und somit gesellschaftliche Realität gestalten.

Jäger zufolge wird unter Diskurs "der Fluss von Wissen durch die Zeit" verstanden (Jäger 1999:129). Die Analyse von Macht-Wissen-Wirkungen ist ein zentraler Bestandteil der Kritischen Diskursanalyse. Es wird untersucht, wann sich welches Wissen als "wahr" in der Gesellschaft durchgesetzt hat. Die Kritische Diskursanalyse übt somit Kritik an "objektiven" Wahrheitsansprüchen. Das Gesagte und das Sagbare werden beschrieben und anhand von gesellschaftlichen Wahrheitskonstruktionen analysiert. Die Zusammenhänge und Wirkungsformen von Wissen und Macht werden beleuchtet, indem sprachliche und bildliche Strategien aktueller Diskurse sichtbar gemacht werden. Jäger definiert den Anspruch der Kritischen Diskursanalyse im Anschluss an Jürgen Link wie folgt: "(E)s (geht) vor allem um die Analyse aktueller Diskurse und ihre Macht-Wirkung, um das Sichtbarmachen ihrer (sprachlichen und ikonographischen) Wirkungsmittel, insbesondere um die Kollektivsymbolik, die zur Vernetzung der verschiedenen Diskursstränge beiträgt, sowie um die Normalismen und insgesamt um die Funktion von Diskursen als herrschaftslegitimierende und -sichernde Techniken in der bürgerlich-kapitalistischen neo-liberalen Gesellschaft" (Jäger 2012:25).

Die Funktion der Kritischen Diskursanalyse besteht darin, "die dem Wissen implizierten Machteffekte und ihre jeweilige Akzeptabilität offenzulegen, um Veränderungen zu ermöglichen. Um zu sehen, was die Machtwirkung akzeptabel gemacht hat und macht und wann und wodurch sie aufhören, akzeptabel zu sein, ist die Genealogie dieser Macht-Wissen-Wirkungen zu untersuchen" (Jäger 2012:39). Alle Diskurse enthalten bestimmte Regeln, die sich voneinander auch stark unterscheiden können. Auch Verstöße gegen diese Regeln sind diskursiv geregelt, zum Beispiel als Gegendiskurselemente (vgl. Jäger 2004:129). Jäger prägt den Begriff des "ständigen Kampfes der Diskurse" (Jäger 2001:129), der bezeichnet, dass sich Gegendiskurse entwickeln, die den Anspruch haben selbst hegemonial zu werden. Dies bedeutet, dass selbst Widerstand ein diskursiver Effekt ist und Machtverhältnissen unterliegt.

Aussagen über Wirklichkeit und wissenschaftliche Theorien werden also durch Diskurse erzeugt (vgl. Jäger 2011:94). Was jeweils als Wahrheit gilt, ist nichts anderes als ein historisch-diskursiver Effekt. Da nach Jäger ein universell richtiges Wissen nicht existiert, erhebt die kritische Diskursanalyse nicht den Anspruch, Wahrheiten neu zu definieren. Vielmehr wird untersucht, wie diskursive Äußerungen die Wirklichkeit produzieren. Diskurse haben eine eigene Geschichte. Sie entstehen somit nicht aus dem Nichts und befinden sich stets in einem Wandel - durch Überschneidungen mit anderen Diskursen und Verschiebungen von Machtverhältnissen innerhalb der Diskurse. Die Diskursanalyse soll die Herstellung von Wissen und damit Konstitution von Wirklichkeit analysieren und Fragen wie die folgenden stellen: Was ist (gültiges) Wissen? Wie werden Subjekte/Kollektive dadurch konstituiert? Wie kommt jeweils gültiges Wissen zustande? Welche Funktion hat es für die gesamte gesellschaftliche Entwicklung (Jäger 2011:91)?

Die produktive Kraft des Diskurses besteht auch darin, dass der Diskurs die Subjekte konstituiert. Zu beachten ist, dass einzelne Individuen den Diskurs nicht bestimmen, sondern er aus der Gesamtheit aller Handlungen und Aussagen besteht: "Der Diskurs ist sozusagen Resultante all der vielen Bemühungen der Menschen, in einer Gesellschaft zu existieren und sich durchzusetzen. Was dabei herauskommt, ist etwas, das so keiner gewollt hat, an dem aber alle in den verschiedensten Formen und Lebensbereichen (mit unterschiedlichem Gewicht) mitgestrickt haben" (Jäger 2012:37). Nach Jäger können nicht alle Einfluss auf Diskurse ausüben, sondern die AkteurInnen, die entweder über das institutionalisierte Wissen verfügen, oder den Zugang zu bestimmten Ressourcen wie z.B. mediale Öffentlichkeit haben und daher Impulse im Diskurs bewirken können (vgl. Jäger/Maier 2009:39).

Warum Diskursanalyse "kritisch" ist, begründet Jäger wie folgt: "Diskursanalyse kann insofern kritisch sein, als sie verdeckte Strukturen sichtbar macht (...). Sie wird aber im eigentlichen Sinn erst dann kritisch, wenn sie mit begründeten moralisch-ethischen Überlegungen gekoppelt wird." (Jäger 2004. S.25). Die Kritik kann auf der Grundlage von einem moralischen Standpunkt geübt werden. Das Kriterium, nach dem die Wirklichkeit analysiert werden kann, ist die Frage: "Ist das, was getan wird/bzw. ‚geschieht‘, sind die eingefahrenen Normen und Normalitäten und jeweils gültigen Wahrheiten in den jeweiligen Gesellschaften, der Existenz, des Daseins und der Würde der Menschen auf diesem Globus dienlich oder nicht" (Jäger 2012:153)? Zu beachten ist, dass die forschende Person selbst in unterschiedliche Diskurse verstrickt ist und ein bestimmtes Wissen produziert. Die

Forschenden sollen sich daher ihres spezifischen Standpunktes, ihrer Annahmen, Normen und Kriterien möglich bewusst sein und diese transparent machen (vgl. Jäger 2012:146).

10.1. Strukturmerkmale von Diskursen

Bevor näher auf die methodische Vorgehensweise eingegangen wird, müssen noch einige Begriffe im Anschluss auf Jägers Kritische Diskursanalyse definiert werden.

Jäger unterscheidet zwischen dem Spezialdiskurs (in den Wissenschaften) und dem Interdiskurs. Der Interdiskurs umfasst nicht wissenschaftliche Diskurse, also Medien, politische Debatten, Alltagsdiskurse usw. Diese Trennung hat einen analytischen Charakter, da Diskurse in ständigem Austausch stehen und sich gegenseitig beeinflussen (vgl. Jäger 2012:80).

In einem Gesamtdiskurs einer Gesellschaft lassen sich analytisch verschiedene Diskursfragmente unterscheiden. Als Diskursfragmente bezeichnet Jäger einen Text oder Textelemente, die ein bestimmtes Thema behandeln. Mit Thema ist der inhaltliche Kern eines Diskurses gemeint. Mehrere Diskursfragmente, die das gleiche Thema behandeln, ergeben Diskursstränge. Ein Diskursstrang bezeichnet einen thematischen Ausschnitt aus den (historischen) Gesamtdiskursen, z.B. ein ökologischer Diskursstrang, ein medizinischer Diskursstrang, ein juristischer Diskursstrang und ein Frauen- oder Geschlechterdiskursstrang (vgl. Jäger 2004:338). Jäger geht davon aus, dass Diskursstränge eine synchrone und diachrone Dimension haben, die getrennt voneinander analysiert werden sollen. "Ein synchroner Schnitt durch einen Diskursstrang hat eine gewisse qualitative (endliche) Bandbreite. Ein solcher Schnitt ermittelt, was zu einem bestimmten gegenwärtigen oder früheren Zeitpunkt bzw. jeweilige Gegenwart in seiner gesamten Bandbreite 'gesagt' wurde bzw. sagbar ist bzw. war" (Jäger 2009:160). Der diachrone Schnitt durch den Diskursstrang kommt dagegen einer genealogischen Betrachtung gleich und stellt die historischen Veränderungen in den Fokus (vgl. Jäger 2007:31). Zu beachten ist auch, dass "die Diskursstränge sich im historischen Verlauf (verändern), wobei sie (in der Regel) an vorangegangene Verläufe anknüpfen" (Jäger 2004:338). Kein Diskursstrang kann unabhängig von anderen Diskurssträngen analysiert werden, da sie sich gegenseitig beeinflussen. Durch diese Verschränkungen entstehen diskursive Effekte. Somit soll die Kritische Diskursanalyse auch Diskursstrangverschränkungen mit einbeziehen. In dieser Arbeit wird vor allem die Verschränkung der Diskursstränge "Geschlecht" und "Behinderung" untersucht.

Weiters benennt Jäger noch diskursive Ereignisse und den diskursiven Kontext. Diskursive Ereignisse bezeichnen "solche im Diskurs angesprochene Ereignisse (...), die medial groß herausgestellt werden und als solche medial groß herausgestellte Ereignisse die Richtung und die Qualität des Diskursstrangs, zu dem sie gehören, beeinflussen oder wesentlich bestimmen. (...) Ob ein Diskursmoment zu einem diskursiven Ereignis wird oder nicht, das hängt von jeweiligen politischen Dominanzen und Konjunkturen ab, also von dem weiteren Kontext, in dem es auftaucht" (Jäger 2012:82). Im Fall der Printmedien ist ein diskursives Ereignis Anlass für einen Artikel. Durch die diskursiven Ereignisse wird der diskursive Kontext konturiert.

Zusätzlich müssen verschiedene Diskursebenen erwähnt werden, welcher die "sozialen Orte bezeichnen, von denen aus jeweils ‚gesprochen‘ wird" (Jäger 2001:99). Gemeint sind Bereiche wie Wissenschaft, Politik, Medien, Verwaltung, die aufeinander einwirken und sich aufeinander beziehen. Auch die Bestimmung einer Diskursposition ist für die Analyse bedeutend. Margret Jäger definiert diese Kategorie wie folgt: "Unter einer Diskursposition verstehe ich den ideologischen Ort, von dem aus eine Beteiligung am Diskurs und seine Bewertung für den Einzelnen und die Einzelne bzw. für Gruppen und Institutionen erfolgt. Sie produziert und reproduziert die besonderen diskursiven Verstrickungen, die sich aus den bisher durchlebten und aktuellen Lebenslagen der Diskursbeteiligten speisen. Die Diskursposition ist also das Resultat der Verstricktheiten in diverse Diskurse, denen das Individuum ausgesetzt war und die es im Verlauf seines Lebens zu einer bestimmten ideologischen bzw. weltanschaulichen Position (...) verarbeitet hat" (Jäger 1996:47). Die Diskurspositionen sind normalerweise erst als Ergebnis der Analyse zu ermitteln. Zu beachten ist auch, dass Diskurspositionen innerhalb eines hegemonialen Diskurses ziemlich homogen sind (Jäger 2001:100).

10.2. Methodische Vorgehensweise

Die hier zusammengefasste Vorgehensweise der Kritischen Diskursanalyse hält sich an das von Siegfried Jäger (Jäger 2012) beschriebene Analyseverfahren. Jäger betont dabei, dass es sich hier um einen flexiblen Leitfaden zur Erstellung einer Analyse handelt und nicht um ein methodisches Korsett (vgl. Jäger 2009:172).

Im ersten Schritt geht es darum, Zielsetzung und Gegenstand der Forschung aufzuzeigen, um den Rahmen der Analyse zu schaffen. Dieser Schritt dient als eine Einleitung und sollte daher erst nach Abschluss der Analyse angefertigt werden (vgl. Jäger 2012:91). Im zweiten Schritt geht es um detaillierte Vorstellung des Gegenstands der Untersuchung und der Gründe für die

Auswahl der Thematik und des Materials. Es sollen die Fragen beantwortet werden: Warum wurde ein bestimmter Zeitraum gewählt? Welche gesellschaftliche Relevanz besitzt das Thema (vgl. Jäger 2012:91)?

Der nächste Schritt ist die erste Erstellung der Materialbasis. Das vorliegende Material soll mit Stichworten versehen, gelesen und sortiert werden. Anschließend müssen auch die Einschränkungen und die Gründe für die Auswahl des Materials erläutert werden (vgl. Jäger 2012:94). Im vierten Schritt folgt die Strukturanalyse, in der Themen, Aussagen, Wiederholungen, Normalismen und Kollektivsymbole gedichtet werden. Das Material wird in Hinblick auf den zu analysierenden Diskursstrang ausgewertet. Gehäufte Aussagen und Argumentationen werden sortiert und die thematischen Schwerpunkte ermittelt.

Im nächsten Schritt folgt die Feinanalyse, deren Ziel die genauere Untersuchung der Aussagen anhand der "Wirkung des Diskurses" ist (vgl. Jäger 2012:98). Möglichst typische Artikel sollen dabei analysiert werden, um sprachliche Performanzen, argumentative Logiken, Kontexte und Rückbezüge auf andere Diskursstränge herauszuarbeiten. Jäger schlägt vier Etappen von der Materialaufbereitung für Feinanalyse von Diskursfragmenten eines Artikels vor: die Analyse von institutionellem Rahmen (Kontext), Text-'Oberfläche', sprachlich-rhetorischen Mitteln und inhaltlich-ideologischen Aussagen (vgl. Jäger 2012:89). Bei dem letzten Schritt handelt es sich um Fragen wie: Welche Art von Menschenbild, Gesellschaftsverständnis, Zukunftsperspektive setzt der Artikel voraus, vermittelt der Artikel (Jäger 1999:143)?

In einem sechsten Schritt geht es darum, die vorkommenden Diskursstränge in Zeit und Raum zu kontextualisieren. Danach folgt eine Gesamtanalyse des Diskursstrangs, in der alle bisher erzielten Ergebnisse reflektiert und einer Gesamtaussage über den Diskursstrang in dem untersuchten Bereich zugeführt werden (vgl. Jäger 1999:140). Zum Schluss sollte die Kritik noch einmal resümiert und Vorschläge der alternativen Strategien dargestellt werden. Es soll auch eine kritische Reflexion folgen, weswegen es gewünscht ist, abschließend Überlegungen zu "der Gültigkeit und Vollständigkeit der Analyse" (Jäger 2012:91) darzustellen.

Worauf vorher hingewiesen wurde, erfordert die Kritische Diskursanalyse auch eine Positionierung seitens des/der ForscherIn, um den wissenschaftlichen Objektivitätsanspruch infrage zu stellen. Laut Jäger muss sich der/die ForscherIn "darüber klar sein, dass er mit seiner Kritik nicht außerhalb der Diskurse steht, da er sonst sein Konzept Diskursanalyse selbst in Frage stellt. Er kann - neben anderen kritischen Aspekten, die Diskursanalyse bereits

als solche enthält - sich auf Werte und Normen, Gesetze und Rechte berufen; er darf dabei aber niemals vergessen, dass auch diese diskursiv-historisch gegründet sind und dass sich eine eventuelle Parteinahme nicht auf Wahrheit berufen kann, sondern eine Position darstellt, die ebenfalls Resultat eines diskursiven Prozesses ist. Mit dieser Position kann er sich in die diskursiven Kämpfe hineinbegeben und seine Position verteidigen oder auch modifizieren" (Jäger 2001:83).

11. Empirischer Teil

Im empirischen Teil dieser Arbeit werde ich die Repräsentationen von Frauen mit Behinderungen in ausgewählten polnischen Tages- und Wochenzeitungen im Zeitraum vom 1. Januar bis zum 31. März 2015 untersuchen. Für die Analyse habe ich 5 meist gelesenen Tageszeitungen und Zeitschriften ausgewählt. Ich habe jede Printausgabe der gewählten Presstitel, die im Zeitraum vom 1. Januar bis zum 31. März 2016 erschienen ist, unter dem Blickwinkel des Themas „Behinderung“, analysiert. “

Die Diskursanalyse ist somit in dieser Arbeit auf einen bestimmten Zeitraum und bestimmte Medien eingeschränkt. Damit kann ein Ausschnitt vom polnischen Diskurs zum Thema Frauen und "Behinderung" verfolgt werden. Ich verbinde dabei die Vorteile eines synchronen Schnitts und einen diachronen Schnitt durch den Diskursstrang. Einerseits verfolge ich das Thema über einen gewissen Zeitraum, andererseits kann ich auch gewisse Diskursereignisse, die in den Diskurs hineinspielen in ihrer Abbildung in den untersuchten Medien zeigen.

11.1. Beschreibung des Untersuchungsmaterials

Zur Analyse habe ich 5 Tageszeitungen und 11 Wochenzeitungen ausgewählt. Ich habe ausschließlich Presstitel genommen, die nicht nur regional, sondern in ganz Polen erscheinen und aufgrund von Auflagen zu den meist gelesenen Printmedien in Polen gehören. Ich habe auch Presstitel ausgewählt, die verschiedenen politischen Richtungen angehören. Hierdurch ergibt sich die Möglichkeit, schon anhand der Quantität und der Art der Artikel einen Schluss auf die Wichtigkeit des Themas für das polnische öffentliche Interesse zu ziehen.

Ich habe mich einerseits für die Tageszeitungen als Materialgrundlage entschieden, da sie unmittelbare Reaktionen auf Ereignisse erhalten und andererseits auf Wochenzeitungen, weil sie die Möglichkeit anbieten, abseits der Hektik tagesaktueller Berichterstattung ein Thema ausführlicher zu behandeln. Sie informieren oft umfassender über Ereignisse und im

Unterschied zu Tageszeitungen sind nicht primär auf Aktualität ausgerichtet und damit an einer längerfristigen Meinungsbildung beteiligt.

Die Betrachtung von Printmedien mit unterschiedlicher inhaltlicher und ideologischer Ausrichtung soll zur Darstellung des Diskurses um „Behinderung“ und Geschlecht dienen. So soll im Rahmen der Untersuchung die Konstruktion von „Behinderung“ und Geschlecht in den Mainstream-Medien geprüft werden. Aus Gründen der Verfügbarkeit der Quellen untersuchte ich nur die Printausgaben und nicht die Online-Versionen¹⁴. Die Suche nach Artikeln, die das Thema "Behinderung" ansprechen, wurde somit nicht mithilfe von einer Suchmaschine vorgenommen. Jedes Medium wurde mit dem Fokus auf das Thema "Behinderung" durchgelesen.

Für meine Analyse habe ich die Presstitel in 4 Kategorien geteilt, die im nächsten Abschnitt dargestellt werden: Tageszeitungen, Wochenzeitungen, "Frauenmagazine" und feministische Presse.

11.1.2. Tageszeitungen

Die drei für die Medienanalyse relevanten Tageszeitungen werden anhand ihrer Druckauflage gereiht. So werden in folgender Reihenfolge die Tageszeitungen dargestellt: "Fakt", "Super Express", "Gazeta Wyborcza" und "Rzeczpospolita".

"Fakt"

"Fakt" ist die größte polnische Tageszeitung mit einer täglichen Druckauflage von 638.000 Exemplaren und gehört zu den Boulevardzeitungen. Die Zeitung ist eine Tochtergesellschaft des deutschen Axel-Springer-Konzerns und wird seit Oktober 2003 in Polen herausgegeben. Der Zeitung wird oft vorgeworfen, dass sie Unwahrheiten publiziert und Vermutungen mit populistischen Schlagezeilen anstellt. Regelmäßig werden auch von "Fakt" die Persönlichkeitsrechte von Betroffenen verletzt. Die Tageszeitung "Fakt" ist auch international durch ihre kontroverse Medienberichterstattung bekannt.

"Super Express"

¹⁴ Print- und Online-Versionen der untersuchten Zeitungen und Zeitschriften unterscheiden sich bedeutsam. Es werden zum Beispiel eigens für die Online-Version Beiträge produziert, wie im Falle von "Gazeta Wyborcza". Dagegen verfügen vielen Zeitschriften nicht über die Online-Versionen, wie im Falle von "Pani Domu", "Poradnik Domowy".

Die Boulevardtageszeitung Super Express erscheint seit 1991 und erreicht eine Auflage von ca. 370.000 Exemplaren pro Ausgabe. Die Zeitung orientiert sich an der britischen Yellow Press und ist bekannt für die Veröffentlichung von in Polen stattfindenden Affären und Fotomontagen.

"Gazeta Wyborcza"

"Gazeta Wyborcza" erscheint seit Mai 1989 und gehört mit einer Auflage von 180 000 zu den wichtigsten qualitativen Printmedien in Polen. Die Zeitung wurde aus der Initiative "Solidarnosc" zu den ersten demokratischen Wahlen in Polen gegründet. Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus wurde der Gewerkschaft gestattet, eine eigene Tageszeitung herauszugeben. Unter dem Chefredakteur Adam Michnik werden links-liberale Positionen vertreten.

"Rzeczpospolita"

"Rzeczpospolita" mit einer Auflage von 95.000 Exemplaren ist eine überregionale qualitative Tageszeitung, die das erste Mal 1982 erschienen ist. Neben dem Nachrichtenteil erscheint auch täglich ein Wirtschaftsteil und ein juristischer Teil. Samstags erscheint die Feuilleton-Beilage *Plus-Minus*, in der bekannte AutorInnen und PolitikerInnen Essays zu kulturellen, politischen und historischen Themen veröffentlichen. Unter dem Chefredakteur Pawel Lisicki werden konservative Positionen vertreten.

11.1.3. Wochenzeitungen

Die untersuchten Wochenzeitungen sind "Polityka", "Newsweek Polska" und "Wprost", die die öffentliche Meinung in Polen am stärksten prägen.

"Polityka"

"Polityka" ist ein seit 1957 erscheinendes Nachrichtenmagazin mit sozialliberalem Profil. Mit einer Auflage von 170.000 Exemplaren ist es das auflagenstärkste Politikmagazin Polens. Dem Magazin wird daher großer Einfluss auf die öffentliche Meinungsbildung in Polen zugeschrieben.

"Newsweek Polska"

"Newsweek Polska" ist ein Wochenmagazin, das vom deutschen Axel Springer Verlag herausgegeben wird. Es handelt sich um eine Lizenz Ausgabe des amerikanischen

Nachrichtenmagazins "Newsweek". Newsweek Polska erscheint seit September 2001 mit einer Ausgabe von ca. 170.000 Exemplaren pro Ausgabe.

"Wprost"

Das Wochenmagazin wird seit 1982 in Polen herausgegeben und erreicht eine Auflage von 130.000 Exemplaren. Das von Chefredakteur Stanisław Janecki geleitete Medium vertritt eine rechts-konservative Richtung. Außerhalb Polens wurde das Magazin insbesondere durch polemisierende Titelbilder bekannt.

11.1.4. "Frauenzeitschriften"

Unter dem Begriff "Frauenzeitschriften" verstehe ich Massenkommunikationsmittel, die sich durch Titel und Inhalt primär an Frauen richten. Sie stellen Versuche dar, die angenommenen Bedürfnisse der weiblichen RezipientInnen in optimaler Weise zu befriedigen und "frauenspezifische Inhalte" zu vermitteln. Nach Röser gelten für Frauenzeitschriften „andere Regeln als für die meisten anderen Medien. (...) Die Variable „Geschlecht“ ist für die Konzeption dieser Zeitschrift konstituierend, wenden sie sich doch mit einem spezifischen Angebot speziell an Frauen und werden zudem inzwischen überwiegend für Frauen gemacht“ (Rösler 1992:22). Zu betonen ist jedoch, dass Frauenzeitschriften sich an sehr unterschiedliche Gruppen von Leserinnen richten: "Zwar eint die Leserinnen von Frauenzeitschriften ihre Geschlechtszugehörigkeit, doch bestimmen darüber hinaus Alter, Bildungsstand, Einkommen, Berufstätigkeit, Status u.v.m., welchem Typ Frauenzeitschrift sie sich zuwenden" (Thiele 2015:261).

Ich beziehe mich in meiner Analyse auf eine Typisierung, die Monika Lindgens vorgenommen hat, obwohl ich darauf hinweisen will, dass viele Titel zwischen den Kategorien liegen. Die Autorin unterscheidet zwischen klassischen, unterhaltenden, feministischen und Spezialschriften für Frauen (Handarbeit, Haushalt usw.) (vgl. Lindgens 1982:337). Zu den klassischen Magazinen gehören beratende, beratende/unterhaltende und Gesellschaftszeitschriften. In meiner Analyse untersuche ich 4 Zeitschriften, die dieser Gruppe zugeordnet werden können: "Pani Domu", "Twoj Styl", "Poradnik Domowy" und "Pani". Aus der Gruppe der unterhaltenden Frauenzeitschriften analysiere ich 2 Titel: "Cosmopolitan" und "Glamour". Als feministische Zeitschrift habe ich "Wysokie Obcasy" ausgewählt, die eine wöchentliche Beilage zu „Gazeta Wyborcza" ist und somit ein breits

Publikum erreicht. Ich habe mich in meiner Analyse für keine Spezialschriften für Frauen entschieden, da sie in Polen nicht so große Popularität genießen¹⁵.

"Twoj Styl"

Das Frauenmagazin, das seit 1990 herausgegeben wird, erreicht die Auflage von 300.000 Exemplaren. Die Zeitschrift hat folgende Themenbereiche: Mode, Beauty, Gesundheit, Lifestyle, Kultur, Psychologie und Reise. Auf der Internetseite des Magazins gibt es folgende Beschreibung: "Die elegante Zeitung für gebildete, beruflich aktive und weltoffene Frauen wohnende in größeren Städten".

"Poradnik Domowy"

"Poradnik Domowy" erscheint seit Oktober 1990 und erreicht Auflage von 280.000 Exemplaren. Die Zeitschrift ist den Themen Ernährung, Gesundheit, Kindererziehung und Mode gewidmet.

"Pani Domu"

Die Frauenzeitschrift mit Auflage von 270.000 Exemplaren wird seit August 1994 herausgegeben. Jede Auflage enthält Tipps und Ratschläge zu Ernährung, Mode und Gesundheit.

"Cosmopolitan"

Die "Cosmopolitan" ist ein Lifestyle-Magazin, das in Polen seit 1997 erscheint. Mit einer verkauften Auflage von 160.000 ist das Magazin ein Marktführer im Segment der monatlichen Frauenzeitschriften. Die vier Themenbereiche der Zeitschrift sind Mode, Schönheit, Partnerschaft und Erotik sowie Beruf und Karriere. Angesprochen werden berufstätige Frauen im Alter von 18 bis 49 Jahren, die sich für Mode und Schönheit interessieren, im Beruf erfolgreich sind und über ein überdurchschnittliches Einkommen verfügen¹⁶ (vgl. Dąbrowska-Cendrowska 2014:78).

"Pani"

¹⁵ Die populärste Spezialschrift für Frauen ist in Polen "Mój Ogród", ein Magazin über Gartenarbeit mit der Auflage von 70.000 Exemplaren.

¹⁶ Die Daten basieren auf den Artikel von Olga Dąbrowska-Cendrowska, die die polnische Pressemarkt analysiert hat. Ihre Forschung konzentriert sich vorwiegend auf deutschen Medienhäuser (Burda Media Polska, Bauer Media, Ringier Axel Springer, G+J Polska), die polnische Pressemarkt dominieren.

Das Magazin mit einer Auflage von 150.000 erscheint seit 1990. Die Artikel der Zeitschrift umfassen die Themen: Mode, Psychologie, Gesundheit, und Kultur. In der Zeitung werden auch Interviews, Feuilletons und Reportagen publiziert.

"Glamour"

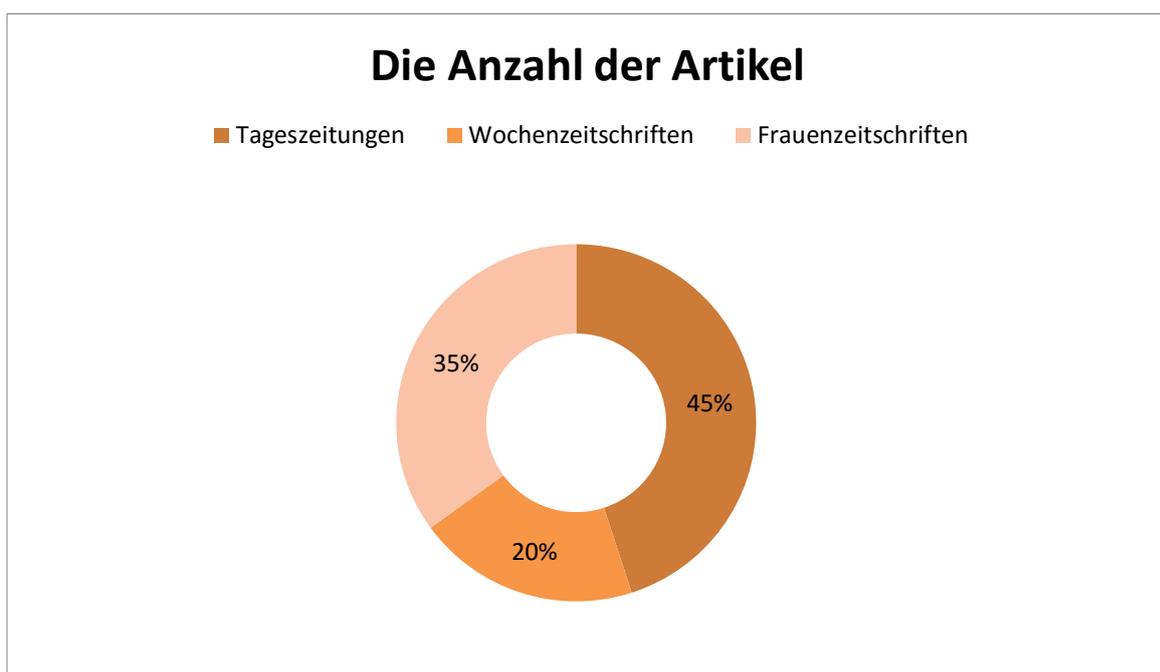
"Glamour" ist eine weltweit erscheinende Mode- und Frauenzeitschrift, die in Polen seit 2003 herausgegeben wird. Das Magazin erreicht die Auflage von 150.000 Exemplaren. Die Hauptthemen der Zeitschrift sind: Mode, Shopping, Erotik, Gesundheit, Interviews mit berühmten Personen.

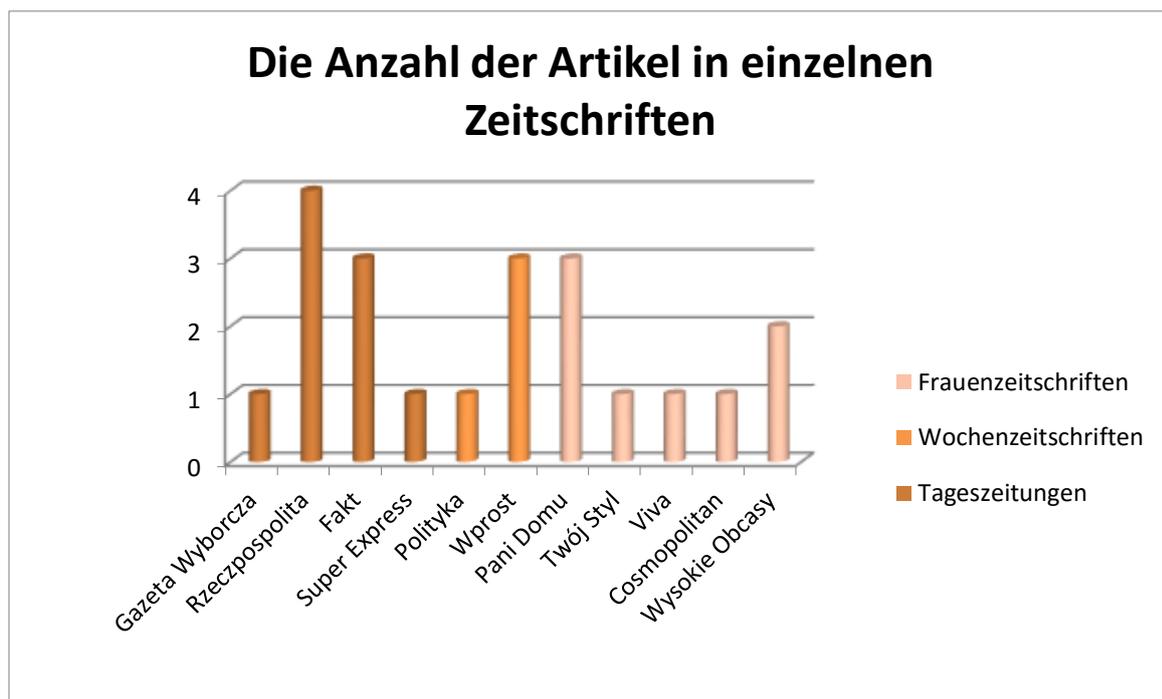
"Wysokie Obcasy"

"Wysokie Obcasy" ist eine Beilage von "Gazeta Wyborcza", die samstags erscheint. Die Zeitschrift bezeichnet sich selbst als feministisch und frauenorientiert. Aufgegriffen werden Themen: Psychologie, Gesundheit, Mode, Erotik, Lebensstil. In der Zeitung werden auch Interviews mit Frauen, Feuilletons und Reportagen publiziert.

11.2. Häufigkeit der Aussagen

In der untersuchten Presse sind insgesamt 19 Artikel erschienen, in denen das Thema "Behinderung" angesprochen wird. Die Artikel sind in einem Zeitraum von 3 Monaten, vom 1. Januar bis zum 31. März 2015 erschienen. Die Mehrheit, das heißt acht Artikel sind in Tageszeitungen, sieben in Frauenzeitschriften und vier in Wochenzeitschriften erschienen.

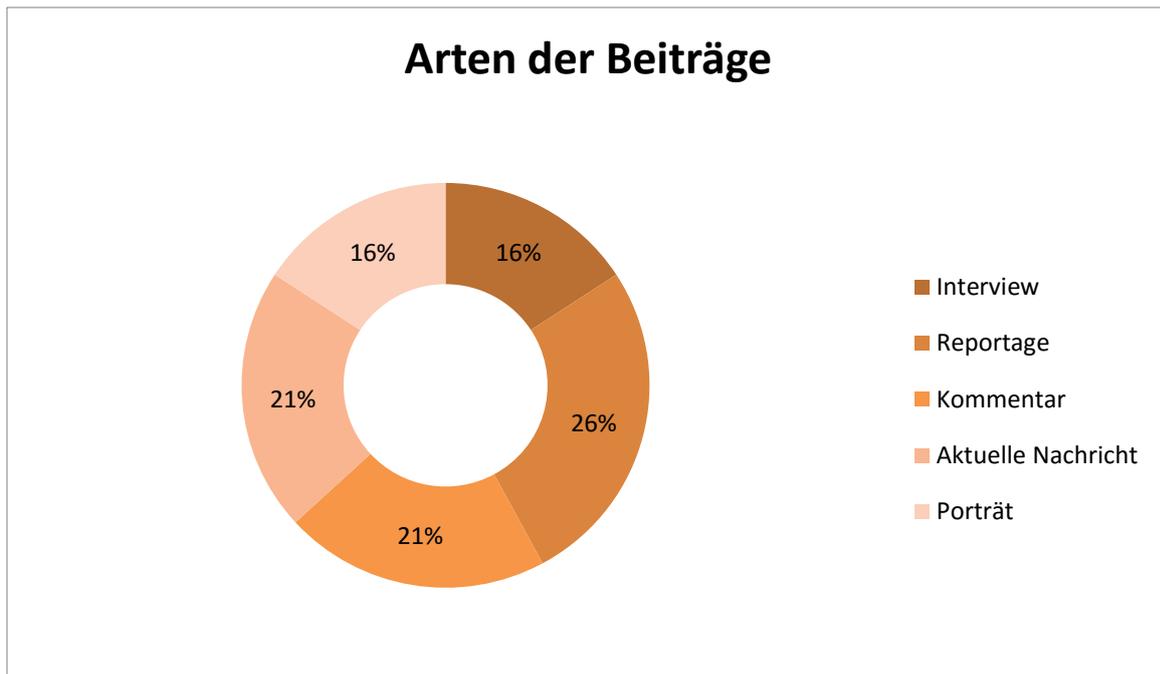




Die Mehrheit der Artikel zum Thema Frauen mit Behinderungen erschien in der Tageszeitung "Rzeczpospolita". Drei Artikel erschienen jeweils in "Fakt", "Wprost" und "Pani Domu". In "Wysokie Obcasy" wurde das Thema zweimal, und in "Gazeta Wyborcza", "Super Express", "Polityka", "Twój Styl", "Viva" und "Cosmopolitan" einmal erörtert. Zu beachten ist, dass in vier untersuchten Zeitschriften: "Newsweek", "Pani", "Poradnik domowy" und "Glamour" das Thema überhaupt nicht behandelt wurde.

11.3. Art und Themen der Beiträge

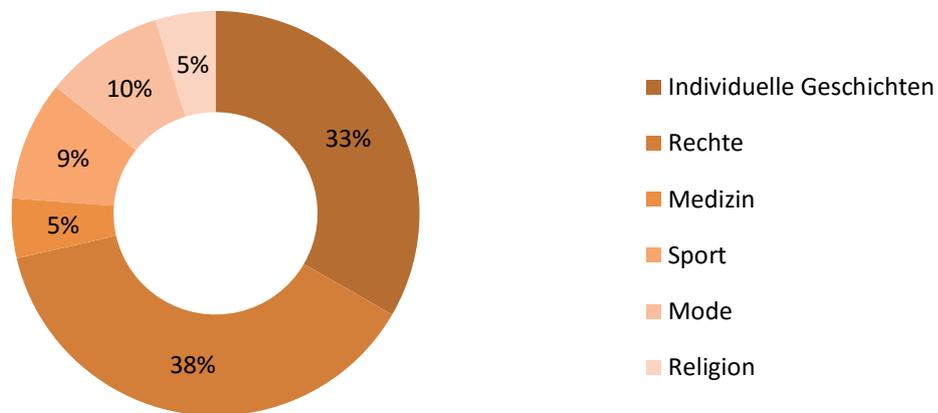
Aus journalistischer Sicht lassen sich verschiedene Arten von Beiträgen in der Presse unterscheiden: Reportage, Nachricht, Kommentar, Leserbrief, Interview. Interessant ist dabei, inwieweit Frauen mit Behinderungen im Kontext der zeitaktuellen Ereignisse, also bei Nachrichten eine Rolle spielen oder eher in zeitunabhängigen Artikeln, zum Beispiel im Rahmen von Reportagen zu finden sind.



Anhand der Grafik kann man feststellen, dass das Thema Frauen mit Behinderungen besonders oft einerseits in Reportagen, andererseits in aktuellen Nachrichten und Kommentaren aufgegriffen wurde.

Um die Repräsentationen der Frauen mit Behinderungen hinsichtlich der diversen Themen untersuchen zu können, wurden die einzelnen Artikel in Kategorien: individuelle Geschichten, Rechte, Sport, Medizin, Mode und Religion aufgeteilt. Die Kategorie individuelle Geschichten umfasst Artikel, Reportagen und Interviews, in denen "Behinderung" im Zentrum der Interesse steht. Zum Themenbereich Rechte gehören auch Themen der Bürgerrechte und der Integration der Menschen mit Behinderungen in der Gesellschaft und auf dem Arbeitsmarkt.

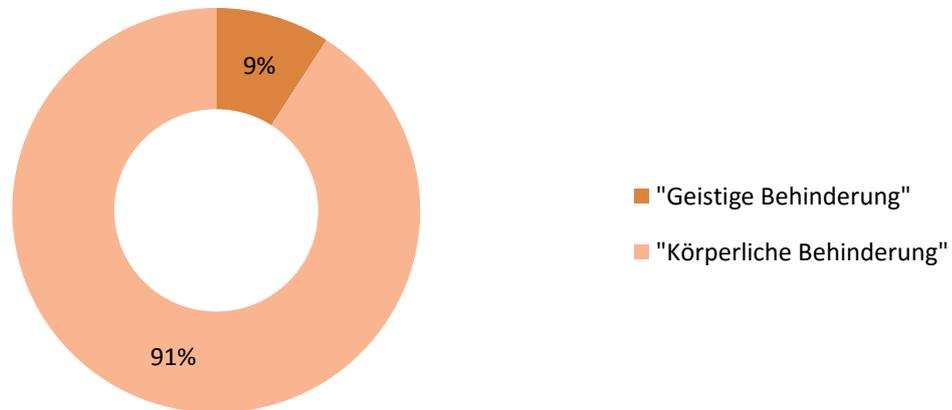
Themenbereiche



Anhand der Analyse der Themenbereiche kann man feststellen, dass im Kontext "Behinderung" viel häufiger "private", individuelle Geschichten als gesellschaftliche Aspekte thematisiert werden. Das Ergebnis spiegelt so die Sichtweise wider, dass in der Gesellschaft „Behinderung“ eher als ein persönliches und weniger als gesellschaftliches oder strukturelles Problem definiert wird. Dies ist auch ein mögliches Indiz für die Dominanz eines medizinischen/individuellen Modells von „Behinderung“ in der Presse.

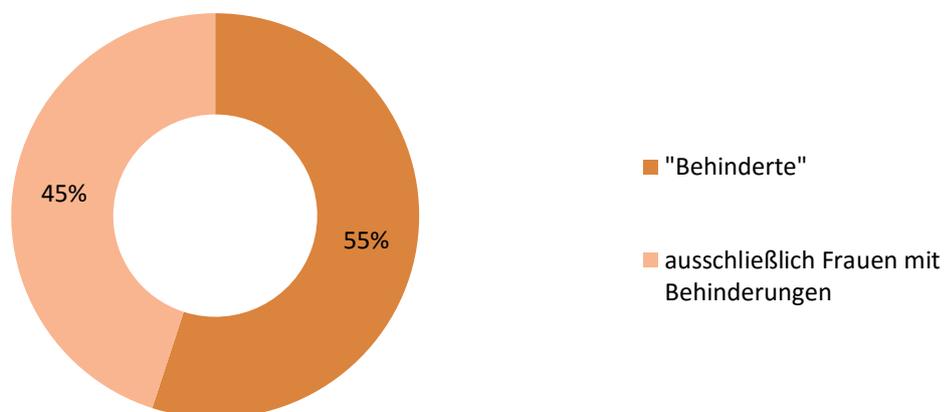
Zu analysieren sind auch Arten der „Behinderung“, die in untersuchten Medien gezeigt werden. Das prinzipiell sehr breite Spektrum möglicher Arten von "Behinderungen" wird auf eine relativ enge Anzahl begrenzt. Nur zwei Artikel behandeln das Thema der „geistigen Behinderung“, wobei in keinem Text diese Art von "Behinderung" das Hauptthema ist.

Behinderungsarten in Medien



Nicht alle untersuchten Artikel sind ausschließlich dem Thema „Frauen mit Behinderungen“ gewidmet. Neun Artikel konzentrieren sich nur auf Frauen mit Behinderungen, in elf Texten dagegen ist die Rede von „den Behinderten“ als einer sozialen Randgruppe. Es wird zwischen den Lebenssituationen von Frauen und Männern mit Behinderungen in diesen Artikeln nicht unterschieden.

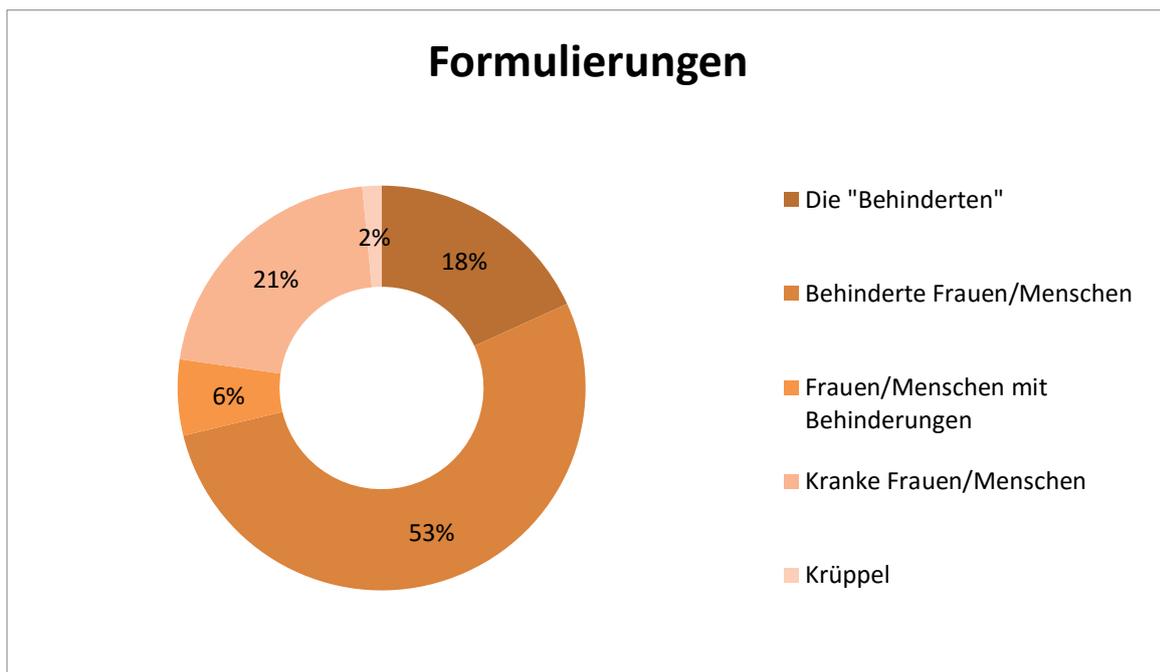
Themen



11.4. Sprache

In untersuchten Artikeln werden vorwiegend Formulierungen wie "behinderte Frau"/„behinderte Menschen“ verwendet, nämlich 35 Mal. Die Formulierungen „kranke Frau“/„kranke Menschen“ sind auch oft, nämlich 14 Mal in den Texten zu finden. „Die Behinderte" und "die Behinderten" werden 12 Mal verwendet. Einmal kommt im Text das Wort „Krüppel“¹⁷ vor.

In den untersuchten Berichten dominiert also die Sprache, die eine Person auf ein Merkmal, auf "Behinderung" reduziert. Die Ausdrücke "Frauen mit Behinderungen", "Menschen mit Behinderungen" werden dreimal in Interviews und einmal im Artikel verwendet. Diese Formulierungen werden sowohl in den deutschsprachigen als auch in den polnischen *Disability Studies* postuliert und in der Fachliteratur benutzt. Die quantitativen Ergebnisse der Presseanalyse zeigen, dass die nicht diskriminierende Sprache im Kontext von "Behinderung" in der polnischen Presse eher nicht benutzt wird.



11.5. Diskursfragmente

Die inhaltliche Bandbreite des Diskurses, also das, was aktuell „sagbar“ ist und auch geäußert wird, lässt sich in fünf Diskursfragmente erfassen. Ich beziehe mich dabei auf die Kategorisierung, die im Kapitel 9.1 beschrieben wurde. Es wird dargestellt, welche

¹⁷ Für das polnische Wort "kaleka" habe ich das deutsche Wort "Krüppel" (englisch "cripple") als Übersetzung ausgewählt. Beide Wörter sind emotional, negativ geladen.

Darstellungsweisen in den untersuchten Artikeln zu finden sind¹⁸. Anschließend wird analysiert, welche Repräsentationen in der dargestellten Presse nicht thematisiert werden.

In den untersuchten Artikeln sind Darstellungsweisen von Frauen mit Behinderungen als die Bedauerns- und Bemitleidenswerte, als Gewaltopfer, als Superkrüppel, als die Unangepasste und Verbitterte, als Belastung und als die Normale zu finden. Außerhalb von diesen Rollenklischees werde ich das Thema „Normalität“ in Bezug auf untersuchte Artikel behandeln, also wie das Spannungsfeld von Dualismen normal/anormal, normal/behindert thematisiert wird. Das nächste Diskursfragment stellt die medizinische Sicht auf „Behinderung“ dar. Danach wird die Forderung nach Integration dargestellt. Schließlich zeige ich, wie „Weiblichkeit“ und Mutterrolle in Bezug auf Frauen mit Behinderungen definiert wird.

Bei der Behandlung jedes Diskursfragmentes wird zuerst gezeigt, wie die Frauen mit Behinderungen in den Artikeln dargestellt werden (das Fremdbild) und dann, wie sie sich in Interviews selbst darstellen und welche Aspekte sie thematisieren (das Selbstbild).

11.5.1. Die Bedauerns- und Bemitleidenswerte/das Gewaltopfer

Fremdbild

Viele Aussagen zum Thema "Behinderung" beziehen sich auf das "tragische Schicksal" (A2, A7, A10, A19)¹⁹ und Leiden der Frauen mit Behinderungen (A2, A4, A7, A9, A10, A14, A19). In den untersuchten Beiträgen wird „Behinderung“ mit Schmerzen, Abhängigkeit und Pflegebedürftigkeit gleichgesetzt. Im Kontext des Lebens mit "Behinderung" werden Ausdrücke wie "Katastrophe" (A7, A9), "dramatisches Ereignis" (A4, A7, A9) und "Kampf" (A4, A9) verwendet. Auch die Bezeichnung "sie leidet an ihrer Behinderung" (A2, A4, A11) wurde in drei Artikeln verwendet.

Das Leben wird seit dem Unfall oder der Diagnose einer chronischen Krankheit in zwei Phasen unterschieden: die Zeit vor dem Unfall oder der Krankheit und die Zeit danach. In einem Artikel über ein Mädchen, das infolge eines Unfalls ein Bein verloren hat (A4), wird die Aussage Ihrer Eltern angeführt: "Mein Herz war gebrochen, als wir gedacht haben, dass

¹⁸ Diese Darstellungen umfassen 11 Rollenklischees: Menschen mit Behinderungen als der/die Bedauerns- und Bemitleidenswerte, das Gewaltopfer, der/die Unheimliche und Böse, der/die Exotische, der Superkrüppel, die Lachnummer, der/die Unangepasste und Verbitterte, die Belastung, der/die A-sexuelle und sexuell Andersartige, der/die Unfähige, der/die Normale.

¹⁹ siehe Anhang A - die Liste von allen erwähnten Artikeln mit Beschreibungen. A1 bezieht sich beispielsweise auf den Artikel 1 im Anhang A.

unsere Tochter nie mehr normal zur Schule gehen wird oder mit Freundinnen spielen wird". Frauen mit Behinderungen werden dabei als leidende Opfer gezeigt, die Schutz oder Unterstützung brauchen. Im erwähnten Artikel wird an LeserInnen um finanzielle Hilfe appelliert, damit "das Mädchen ihr fröhliches Leben wieder führen kann". Gerade im Zusammenhang mit Spendenaktionen (A4, A10) oder Adoptionsaktionen (A7) werden Frauen und Mädchen mit Behinderungen als hilflose Opfer und Sorgenkinder der Familie oder der Gesellschaft gezeigt. Diese Ausrichtung lässt die Einzelne, wie das Mädchen im erwähnten Artikel als überdurchschnittlich bedürftiges, auf die Zuwendung der Solidargemeinschaft angewiesenes Individuum erscheinen.

Im Artikel, der Debbie Purdy²⁰ gewidmet war (A2), wird das Leben nach der Diagnose der Multiplen Sklerose als "Agonie" und "Todeskampf" bezeichnet. Der Artikel beschreibt Debbies Kampf um Recht auf Euthanasie. Ihr Leben wird auf Defizite reduziert und dramatisiert, worauf selbst der Titel des Artikels hinweist: "Sie war schon lange tot, obwohl sie noch lebte".

Im Kontext der Verwendung eines Rollstuhls ist in zwei Artikeln die Bezeichnung "an den Rollstuhl gefesselt sein" (A2, A9) zu finden. Der Rollstuhl wird dabei mit Abhängigkeit und Passivität gleichgesetzt: "Sie ist im Rollstuhl gelandet und war unfähig, selbstständig zu leben. Danach war nur schlimmer..." (A2). Schon der pathetische Stil macht deutlich, dass "Behinderung" als dramatischer Akt angesehen wird. Das Wort "gefesselt" assoziiert die Vorstellung von Zwang, Gefängnis und darüber hinaus von Leid und unglücklichem Dasein.

Die analysierten Artikel reproduzieren das medizinische Modell von Behinderung. "Die Behinderung" wird in dieser Hinsicht als Problem angesehen und im Individuum verortet. In der untersuchten Presse dominieren Einzelschicksale und subjektbezogene Darstellungen (A1, A2, A4, A7, A9, A10, A11, A14, A17, A19). Ein Beispiel dafür ist der Artikel mit dem Titel "Sie verließ ihre Tochter, weil sie hässlich war" (A10). Im Artikel wird die Geschichte von Katja dargestellt, die "nach der Geburt von ihrer Mutter im Krankenhaus gelassen wurde, weil sie physisch und psychisch behindert war". Die "Behinderung" wird hier zu einem Problem der "beschädigten" Person, das gelöst werden soll. Im Artikel wird darauf hingewiesen, dass Katja heute 16 Jahre ist und "die Mutter sie nach Hause nehmen wird, erst wenn Katja einer Schönheitsoperation unterzogen wird". Ähnliche Darstellungsweise ist in einem Artikel über

²⁰ Debbie Purdy war eine britische Aktivistin, die mit fortschreitender Multipler Sklerose lebte und das Recht auf Sterbehilfe forderte.

das 5-jähriges Mädchen Julia zu finden (A7). Ihre Eltern haben sie nach der Geburt im Krankenhaus gelassen. Auch hier dominiert der pathetische Ton und die Betonung des "Problems Behinderung": "Julia ist chronisch krank und ständig auf Fachpflege angewiesen", "Niemand wollte sich um Julka kümmern und sie adoptieren. Menschen wollen gesunde, bewegungsfähige, süße Kinder und nicht ein krankes Mädchen", "Vielleicht traut sich jemand, Julka seine Liebe zu schenken?". Die Darstellung von dem Mädchen mit Behinderung als das Hilfebrauchende kann im Kontext vom Thema Adoption das Ziel haben, Mitleid zu wecken und die Menschen zur Adoption zu ermutigen.

Zweimal wurde in Berichten auf die soziale Isolation von Menschen mit Behinderungen hingewiesen (A6, A12). Sie ziehen sich aus dem öffentlichen Leben zurück und bewegen sich nicht mehr frei und unbefangen in der Gesellschaft: "90% der Behinderten sitzt zu Hause und arbeitet nicht, weil sie sich gute Geräte nicht leisten können" (A6).

Frauen mit Behinderungen werden nicht nur als Opfer der „Behinderung“ dargestellt, sondern auch als Opfer der Diskriminierung. In drei Artikeln wurde das Thema der Diskriminierung von Frauen mit Behinderungen behandelt. Eine Studentin mit Skoliose wurde aus einem Tanzclub hinaus gebeten (A6), eine rollstuhlfahrende Frau wurde ins Schuhgeschäft nicht hineingelassen (A11) und eine Frau, die auf einem Auge blind ist, hat trotz guter Ausbildung und langjähriger Erfahrung eine Arbeit, um welche sie sich beworben hat, nicht bekommen (A17). In einem Artikel wurden Frauen mit Behinderungen als Opfer von Betrug dargestellt. "Fakt" beschreibt, wie 44 Frauen mit Behinderungen im Rahmen eines europäischen Projekts ein Praktikum machten, aber keine Entlohnung dafür bekamen (A15). In einem anderen Artikel wurde eine Frau mit Behinderung als Opfer eines Diebstahles beschrieben (A19).

Für die Rollenvorstellung, in der Frauen mit Behinderungen als bemitleidenswert dargestellt werden, werden oft emotionale Begrifflichkeiten gebraucht. Verwendet werden folgende Ausdrücke: "dramatische Geschichte" (A4, A7, A9), "tragisches Schicksal" (A2, A7, A10, A19), "kaum zu bewältigende Aufgabe" (A9), "eine Demütigung erleiden" (A11), "auf andere angewiesen sein" (A6), "Ihr Leben ist eine Quälerei" (A7). Erzählt werden Geschichten, die Mitleid erregen sollen, wie im Artikel über eine ältere rollstuhlfahrende Frau, die sieben Monate lang durch das Fenster hinausgetragen werden musste, da ihre Nachbarn die Tür versperrt haben (A19). Im gleichen Artikel wird das Leben einer Person mit Behinderung als "Hölle" bezeichnet: "Unfreundlichkeit, Vernachlässigungen, Ignoranz, Unkenntnis der Vorschriften - das alles macht den Versuch der behinderten Menschen, normal in der

Gesellschaft zu leben, zu einer Hölle". Als Bestätigung dieser These werden folgende Beispiele angeführt: in Krakau wurde eine blinde Frau mit ihrem Blindenführhund nicht in die Klinik hineingelassen; in Bydgoszcz erlauben die Nachbarn nicht, eine Plattform im Treppenhaus für eine rollstuhlfahrende Frau zu montieren; in Lublin hat ein Mädchen mit Behinderungen unter "menschenunwürdigen" Bedingungen gewohnt. In allen Beispielen werden Frauen mit Behinderungen im Kontext von dramatischen, elenden Geschichten thematisiert.

In einem Artikel wird die Frau mit Behinderung auch als Gewaltopfer thematisiert (A6). Schon der Untertitel des Berichtes verbreitet ein bestimmtes Bild des Opfers als hilfloser Person: "Behinderte Frau in der Wohnung überfallen". Der Artikel beschreibt die Straftat gegen eine Frau mit Behinderung, die als "wehrlos" charakterisiert wird. Im Artikel wird auch angedeutet, dass "Behinderung" genau der Grund war, warum diese Frau vom Täter ausgewählt wurde: "Behinderte Personen sind für Verbrecher die besten Opfer, weil sie sich nicht wehren können".

Selbstbild

In zwei Interviews mit Frauen, deren körperliche Beeinträchtigung durch Unfall und Krankheit verursacht wurde, wird das Leben in Phasen ohne "Behinderung" und mit "Behinderung" geteilt (A9, A17). Die "Behinderung" wird als "Katastrophe" (A9), "Schlüsselerlebnis" (A17), "Schmerz und Leid" (A9) bezeichnet. Eine Frau, die in Folge einer Krankheit auf einem Auge blind wurde, stellt fest: "Ich könnte alles zurückgeben: Popularität, meine Arbeit, meine Freunde, wenn jemand nur meine Krankheit von mir nimmt" (A17). Im zweiten Interview äußert die Frau: "Ich klammere mich krampfhaft an den Gedanken, dass mein Leiden einen Sinn hat" (A9).

Zwei der interviewten Frauen drücken Minderwertigkeits- und Schamgefühle aus, die mit den erworbenen "Behinderungen" verbunden sind: "Wir, auf den Rollstuhl angewiesene Menschen, sind meistens unten, auf Augenhöhe der Kinder. Und wie Kinder sind wir schwach. Wenn wirklich etwas passiert, dann können wir uns sogar nicht verstecken, nicht weglaufen. Die normale Treppe ist für uns ein unüberwindbares Hindernis. Daher fühlen wir uns hilflos und wehrlos. Alltäglich begleiten uns Unsicherheitsgefühl und Minderwertigkeitsgefühl" (A9). Die Angst und die Unsicherheit haben dazu beigetragen, dass beide Frauen sich für bestimmte Zeit aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen haben: "Ich

habe damals die Wohnung nur dann verlassen, wenn ich wirklich musste. Ich wollte keine Blicke auf mich ziehen..." (A9).

Zu analysieren sind auch Aussagen und Fragen der JournalistInnen, die an interviewte Frauen gestellt wurden und die Verständnis von "Behinderung" als Leiden und Mühe implizieren: "Das musste sehr hart für Sie sein" (A17), "Was war für Sie am schwierigsten in diesem Kampf um sich selbst?" (A9), "Wer hat Sie in dieser schweren Zeit unterstützt?" (A9), "Hattest du keine Angst?" (A9) "Was konntest du nicht alleine machen?" (A9), "Hat es weh getan?" (A17), "Die Schwangerschaft war für dich gefährlich. Warum hast du dich dafür entschieden?" (A17).

Zu analysieren sind auch Bilder und Fotos in den untersuchten Zeitungen und Zeitschriften, die Darstellungsweise von Frauen und Mädchen mit Behinderungen als bedauernswerte Opfer verfestigen. Exemplarisch ist hier ein Foto aus der Reportage über ein 5-jähriges Mädchen, das nach der Geburt im Krankenhaus gelassen wurde (vgl. Abb.8)²¹. Das Bild eines traurigen Mädchens wird mit einer Bitte um Adoption von Julia versehen und betitelt: "Julka ist meistens ein sehr fröhliches Mädchen. Nur manchmal ist sie traurig, weil sie keine Eltern und kein Zuhause hat". Ein anderes Beispiel für die bemitleidenswerte Repräsentation von Frauen mit Behinderungen ist ein Foto aus dem Artikel "Bitte, gib mir meine Treppenraupe zurück" (siehe Kapitel 11.6.2. Feinanalyse II)

11.5.2. Superkrüppel/Heldinnen

Fremdbild

Die zweite Hauptrichtung der Darstellungen von Frauen mit Behinderungen in der polnischen Presse ist die Kategorie der leistungsfähigen Personen, die ihr "tragisches Schicksal" gemeistert haben und über ihre "Behinderung" hinausgewachsen sind.

Die meisten der hoch bewerteten Leistungen sind für dargestellte Frauen mit Behinderungen etwas völlig Alltägliches - arbeiten zu gehen, einzukaufen, einen Partner zu haben: "Trotz der Behinderung hat sich Sylwia nicht in ihre vier Wänden gesperrt, sondern sie studiert, arbeitet, schreibt Artikel" (A20). In diesen Darstellungen schaffen Frauen scheinbar alles und "überwinden" heldinnenhaft ihre "Behinderung". In fünf Artikeln wird der Ausdruck "trotz Behinderung" für einen Kampf gegen Beschränkungen und soziale Barrieren verwendet (A1, A3, A9, A17, A20). Die Überwindung körperlicher und geistiger Einschränkung steht hier im

²¹ Siehe Anhang B

Vordergrund. Für die Berichterstattungen kennzeichnend ist weiter die Verwendung sehr emotionaler Begrifflichkeiten wie „mutig“ (A3), „tapfer“ (A3), „heldenhaft“ (A20): "Sylwia ist eine besondere, mutige Person. Alle empfinden Sympathie für sie: Kinder, die sie lehrt, Menschen um sie herum, sowohl Gesunde als auch Kranke, weil sie ihnen Hoffnung bringt" (A20).

Das Leben als Frau mit Behinderung wird dabei sehr ausführlich betrachtet, wobei sie als "Heldin", die den Alltag ohne Hilfe bewältigen kann, dargestellt wird und ihre Kenntnisse und Fähigkeiten in allen Bereichen sehr hoch gelobt werden: "Sie hat nicht nur das Studium abgeschlossen, aber sie hat auch ihren Traum erfüllt, Model zu werden, sie arbeitet erfolgreich als Pädagogin und führt einen gern besuchten Fotoblog. Sie kann sich dabei selbst versorgen und braucht keine Hilfe, um zu essen oder sich zu schminken" (A20), "Obwohl sie von Geburt an angeborener Gelenksteife leidet, hat die Krankheit sie nicht gehindert, normal zu leben: zu arbeiten, Model zu werden und vor allem, sich zu verlieben" (A20). Es wird auch ein Bild einer verständnisvollen und geduldigen Person kreiert, die sich nie über ihre Situation beschwert: "Julia ist sehr geduldig. Sie hat nie Launen und hält geduldig die Rehabilitation aus" (A7), "Übungen haben ihr weh getan, aber sie hat nie dagegen protestiert, weil sie wusste, sie sind zu ihrem Besten" (A7), "Sie wollte für ihre Familie keine Last sein" (A3).

Die heldenhafte Darstellung ist auch bei Sportberichterstattungen zu finden, bei denen mehr die „Behinderung“ als die sportliche Leistung im Vordergrund steht. Dabei soll der/die ZuschauerIn offenbar eine bewundernde Sicht gegenüber der dargestellten Person mit Behinderung einnehmen. In zwei Artikeln ist diese Darstellung zu finden: es werden eine rollstuhlfahrende Taucherin (A3) und eine Reiterin (A17) beschrieben. In Texten werden Ausdrücke wie "Begeisterung" (A3, A17), "Stärke" (A17), "Willenskraft" (A3), "stehende Ovationen" (A3) verwendet. Die heroisierende Repräsentationsweise ist durch eine Betonung der nach herkömmlicher Meinung ungewöhnlichen Leistungen gekennzeichnet: "Es war unglaublich" (A3), "Alle wollten das sehen" (A3). Zu beachten ist, dass in diesen zwei Sportberichten über Frauen mit Behinderungen nur im Kontext von außergewöhnlichen Erfolgen berichtet wird. Über gesellschaftlich populäre Sportarten wie Fußball wird dagegen fast täglich geschrieben wird.

In zwei Artikeln wird auch der Kampf gegen Diskriminierung thematisiert. Es werden Personen beschrieben, die ständig gegen soziale Benachteiligungen und Herabwürdigungen kämpfen müssen: "Das war nicht das erste Mal... Ich lasse jedoch nicht zu, dass ich in dieser

Kneipe diskriminiert werde" (A6), "Sie hat viele Jahre darum gekämpft, selbst Entscheidungen zu treffen" (A11).

Selbstbild

In Interviews ist die Repräsentationsweise von Frauen mit Behinderungen als "Superkrüppel" relativ selten. In zwei Texten wird die Schmerzbewältigung als heldenhafte Leistung thematisiert (A9, A17). Beide Frauen stellen fest, dass Schmerz ein ständiger Begleiter des Lebens ist aber sie imstande sind, ihn auszuhalten: „Ich kriege regelmäßig Spritzen ins Auge. Ich habe dann immer ein Lächeln im Gesicht, obwohl alle angeblich vor Schmerzen wimmern“ (A19), „Das hat natürlich weh getan, aber ich habe das ausgehalten. Ich wollte meine Familie damit nicht belasten“ (A9).

Auch die Bilder reproduzieren oft die Repräsentationsweise von Frauen mit Behinderungen als Heldinnen. Ein Beispiel ist das Foto aus dem Artikel über Taucherin Sue Austin²² (Abb.4). Mürner nennt diese Art von Bildern und Geschichten "Kompensationsgeschichten", da sie eine Vorstellung über Kompensation bestimmter "Einschränkungen" durch andere Fähigkeiten verbreitet. Er führt ein Beispiel des einarmigen Pianisten an, der wie ein zweiarmer Pianist klingt (vgl. Mürner 2003:192).

11.5.3. Die Unangepasste und Verbitterte

Fremdbild

Das Rollenklischee der Unangepassten und Verbitterten beschreibt Frauen mit Behinderungen als sich selbst bemitleidende Personen, die es endlich lernen sollen, ihre „Behinderung“ zu akzeptieren. Diese Darstellung suggeriert, dass diese Frauen ihre Einschränkungen nur annehmen müssen, um darüber hinwegzukommen: „Viele Personen, die behindert sind, können damit nicht zurechtkommen und sperren sich in vier Wänden“ (A6), „aus Erfahrung weiß ich, dass Menschen mit guter Fürsorge und wirksamen Schmerzmitteln bis ans Lebensende aktiv sein wollen“ (A20). Beide Fragmente schildern sehr verallgemeinernd die Emotionen von Menschen mit Behinderungen, es wird auf keine konkrete Person hingewiesen, die nicht gelernt hat, mit ihrer Beeinträchtigung umzugehen und sich bemitleidet. Beide Fragmente sind jedoch vom Prinzip her für das Klischee passend.

Selbstbild

²² siehe auch die Feinanalyse IV

Auch in Interviews mit Frauen mit Behinderungen ist die Ansicht zu finden, dass die Lebensqualität vorwiegend von der positiven Einstellung abhängt: „Eine Person, die im Rollstuhl sitzt, steckt immer zu Hause, weil sie Angst hat, dass sie draußen mit nichts zurechtkommt. Eine andere Person in gleicher Situation bereist dagegen die ganze Welt“ (A9). In dieser Perspektive besteht die Gefahr, dass vorhandene Bedingungen und wirkliche Hindernisse in der Umwelt ausgeblendet werden, indem das Problem nur in der Einstellung eines Individuums verortet werden.

11.5.4. Die Belastung

Fremdbild

In den untersuchten Artikeln wird vor allem die Angst der Frauen mit Behinderungen thematisiert, Belastung für andere zu sein (A6, A12, A19). In der Regel wird die Notwendigkeit von Unterstützung und Hilfe als etwas Unerwünschtes begriffen: "Sie wolle auf Hilfe von anderen nicht angewiesen sein. Sie wolle Ihre Familie nicht belasten" (A2). In keinem Artikel wird explizit eine Frau mit Behinderung als Belastung beschrieben, trotzdem wird die Gefahr, Belastung für die Familie oder Gesellschaft zu werden, relativ oft erwähnt (A2, A7, A10): "Das stimmt nicht, dass die Betreuung von Julia sehr belastend ist. Sie gibt immer ihr Bestes bei der Rehabilitation" (A7). Auch im Kontext vom Kampf um das Recht auf Euthanasie wird die Angst thematisiert, für andere Menschen Belastung zu sein: "Der Patient bittet um Sterbehilfe, weil er fühlt, dass er für seine Familie ein Problem gewesen ist. Er will nicht auf andere angewiesen sein" (A2).

Selbstbild

Auch in einem Interview drückt eine Frau mit Behinderung Angst aus, als eine belastende Person wahrgenommen zu werden: "Das hat natürlich weh getan, aber ich habe das ausgehalten. Ich wollte meine Familie damit nicht belasten" (A9). In einem anderen Artikel (A1) wird dagegen ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Hilfe brauchen und Hilfe leisten dargestellt (siehe Kapitel 11.6.1. Feinanalyse I).

11.5.5. Die Normale: Spannungsfeld von "Normalität" und "Behinderung"

Fremdbild

Auch das Verhältnis zwischen „Behinderung“ und „Normalität“ wird in den Medien relativ oft thematisiert. In dieser Perspektive stehen beide Phänomene in einem Spannungsverhältnis

zueinander und die Abgrenzung von gesund/krank, normal/anormal wird betont: „Dank der Operation kann sie wie eine gesunde Person Schritte setzen“ (A7), „Für viele behinderte Menschen sollte das eine Chance auf ein normales Leben sein“ (A8), „Als Sylwia 5 Jahre alt war, hat sie sich nicht wie ein krankes Kind verhalten“ (A20).

In einem Artikel über die Vorurteile den Menschen mit Behinderungen gegenüber wird festgestellt: „Die Behinderten werden oft in der Gesellschaft als ‚Außerirdische‘ wahrgenommen. Es gibt keine Darstellungen von Behinderung in Schulbüchern, kaum ein Kind hat Kontakt mit Kindern mit Down-Syndrom oder Kindern im Rollstuhl. Die Integration von behinderten Menschen in der Gesellschaft scheitert...“²³ (A6).

Zweimal wird auch die Forderung nach gleichen Rechten für Frauen mit Behinderungen thematisiert: „Ich möchte kein Mitleid, nur die normalen Rechte, wie alle anderen“ (A11), „Der Wandel im Denken in der Gesellschaft liegt mir viel am Herzen. Eine behinderte Person hat die gleichen Bedürfnisse und Rechte wie eine gesunde Person“ (A20).

Selbstbild

In Interviews wird auch das Verhältnis von „Gleichsein“ und „Anderssein“ thematisiert. Zweimal wird dabei auf die Rolle der Familie hingewiesen: „Meine Mutter hat mir seit früherster Kindheit wiederholt erklärt, dass ich genauso wie andere Kinder bin“ (A20), „Ich wurde so erzogen, dass ich denke, nicht anders oder schlechter als andere zu sein“ (A1). In einem Artikel wird auch Angst ausgedrückt, als „behindert“ wahrgenommen zu werden: „Ich muss immer das Auge mit Haaren verdeckt haben, sonst denke ich ganze Zeit: schauen sie auf mein totes Auge?“ (A17), „Ich habe nicht in der Bewerbung geschrieben, dass ich auf einem Auge blind bin“ (A17).

Es gibt mehrere Fotos, die Frauen mit Behinderungen als "normale" Personen darstellen. Das Bild aus dem Artikel "Meine Mutter wurde von einem flatterhaften Engel gepackt" (Abb.1) stellt die Protagonistin und Ihre Tochter dar, die ganz gewöhnlich für ein Foto posieren. In

²³ Der Artikel beschreibt nicht entsprechend das Bildungssystem von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen in Polen. Polen erkannte den Artikel 24 der UN-Behindertenrechtskonvention an und verpflichtete sich dadurch, ein einbeziehendes (inklusives) Bildungssystem auf allen Ebenen und lebenslanges Lernen zu gewährleisten. Es gibt im Prinzip drei Schultypen für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen: Integrationsschule, Sonderschule und öffentliche Schule. Der Bericht 'Significant absence - anti-discrimination education in the formal education system in Poland' bereitet von 'The Coalition for Anti-discrimination Education' vor, weist auf die weiße Flecken des polnischen Bildungssystems von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen auf. Genannt wurden zwischen anderen: Zugänglichkeit von Schulen, fehlende Thematisierung von Behinderung in den Lehrbüchern, ungeeignete Lernmethoden, Ausgrenzung von Kindern mit Behinderungen in den Schulen usw. (vgl. Chustecka, Kielak, Rawłuszko 2016:26-28)

diesem Bild wird weder "Behinderung" hervorgehoben noch versteckt. Die ähnliche Darstellungsweise ist auf den Fotos aus dem Artikel "Im Namen der Liebe" zu finden. Die interviewte Frau ist bei alltäglichen Tätigkeiten zu sehen, als sie auf dem Bett liegt (vgl. Abb.13) oder als sie im Bad in den Spiegel sieht (vgl. Abb.12).

11.5.6. Die medizinische Sicht

Fremdbild

Ein Artikel wird dem Thema der multiplen Sklerose aus der medizinischen Perspektive gewidmet (A8)²⁴. Im Bericht werden Symptome der Krankheit, die Therapie und der Zugang zur Behandlung beschrieben. Die Begriffe „behindert“ und „krank“ werden abwechselnd verwendet. Als die Lösung „des Problems“ gilt eine medizinisch-therapeutische Behandlung: „Bei der Behandlung der Multiplen Sklerose kommen vor allem Medikamente zum Einsatz, und Therapien, zum Beispiel Logopädie“.

Selbstbild

In den untersuchten Interviews wird „der medizinische Blick“ auf „Behinderung“ von der Personen mit Behinderung nicht repräsentiert. Ganz im Gegenteil wird der Umgang von Ärzten kritisiert: „Viele Ärzte behandeln dich unpersönlich. Du bezahlst viel Geld für den Arzttermin und bekommst Rezepte. Und der Arzt bekommt für diese ausgestellten Rezepte Provisionen und Geschenke“ (A17), „Mit diesem Arzt spricht man nicht, er ist distanziert und unzugänglich“ (A17).

11.5.7. Forderung nach Integration

Fremdbild

In zwei Artikeln wird die Integration von Menschen mit Behinderungen thematisiert (A11, A16). Integration wird dabei als Prozess der Eingliederung in die Gesellschaft begriffen. In den untersuchten Texten werden zwei Bereiche berücksichtigt: Integration in den Arbeitsmarkt und in die Bildung. Im Kontext der beruflichen Integration werden Förderungen für ArbeitgeberInnen beschrieben, die Menschen mit Behinderungen beschäftigen. Der

²⁴ Eine eindeutige Grenzlinie zwischen einer Behinderung und einer Krankheit ist unmöglich zu ziehen. Die Multiple Sklerose wird in der Regel als eine Krankheit bezeichnet. Der Artikel, den das Thema behandelt wird in die Analyse gezogen, da es abwechselnd Begriffe "krank" und "behindert" benutzt wurde. Die Analyse des Artikels dient dazu, zu zeigen, wie aus der medizinischen Perspektive die soziale/gesellschaftliche Bedingungen ausgeblendet werden.

Artikel widmet sich vorwiegend der Frage, welche Vorteile für ArbeitgeberInnen mit der Einstellung von Menschen mit Behinderungen verbunden sind (A12). Die Perspektive von Personen mit Behinderungen wird in diesem Artikel nicht berücksichtigt. Der zweite Text beschreibt die Maßnahmen zur Anpassung einer Schule in Opoczno an die Bedürfnisse von Kindern mit Behinderungen (A6). Die baulichen Barrieren wurden beseitigt, indem Mängel an Behindertentoiletten abgestellt wurden und ein barrierefreier Zugang zu allen notwendigen Klassen- und Fachräumen gewährleistet wurde. Zu beachten ist, dass bei der Frage der Barrierefreiheit in diesem Artikel der Schwerpunkt auf die Zugänglichkeit der Infrastruktur gelegt wurde. Die anderen Barrieren, die das gemeinsame Lernen und eine nicht selektive Schule verhindern, wie beispielsweise die Differenzierung von Inhalten und Formen der Anpassung an individuelle Lernbedürfnisse der SchülerInnen, werden im Text nicht thematisiert.

Selbstbild

In untersuchten Interviews wird das Thema der Integration in die Gesellschaft nur beiläufig behandelt. In einem Artikel wird auf das Problem der baulichen Barrieren hingewiesen: „Für eine Person auf dem Rollstuhl sind Treppen ein unüberwindliches Hindernis“ (A9). Im zweiten Artikel wird auf die Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt verwiesen. Eine Frau, die auf einem Auge blind ist, hat ihre „Behinderung“ verschwiegen, weil sie Angst hatte, aus diesem Grund nicht eingestellt zu werden (A17). Es wird leider nicht erläutert, ob diese Angst aus der Unwissenheit über Möglichkeiten resultierte, sich rechtlich gegen Diskriminierung zu wehren oder aus keinem Vertrauen an rechtliche Maßnahmen und Regulierungen. In anderen Artikeln werden Probleme der Integration von Menschen mit Behinderungen auf dem Arbeitsmarkt nicht thematisiert.

11.5.8. Behinderung und Weiblichkeit

Fremdbild

In zwei Artikeln wird das Verhältnis von „Behinderung“ und „Weiblichkeit“ thematisiert (A7, A20). In beiden Texten werden die stereotypen Vorstellungen über „Weiblichkeit“ reproduziert, indem Interesse an Mode, Make-Up etc. betont wird: „Wie es sich für eine Frau gehört, liebt Julia Schuhe. Sie mag sich auch die Fingernägel lackieren. Sie ist eine richtige kleine Dame“ (A7), „Sie hat immer davon geträumt, Model zu werden. Make-Up, Klamotten, Schmuck – das alles macht ihr viel Spaß“ (A20). Andere Darstellungsformen von

Weiblichkeit werden in den untersuchten Artikeln explizit nicht thematisiert. Auch das Thema der Sexualität wurde nicht behandelt.

Selbstbild

Das Thema der „Weiblichkeit“ wird in zwei Interviews erwähnt (A9, A17). Für beide Frauen ist sexuelle Attraktivität von der jeweiligen „Behinderung“ abhängig. Die gängigen Schönheitsnormen werden dabei nicht hinterfragt. Die Frau, die auf einem Auge blind ist, stellt fest: „Es fällt mir manchmal schwer, mich sexy und als schöne Frau zu fühlen“ (A17). Für eine andere Frau können die Begriffe „Weiblichkeit“ und „Behinderung“ nicht zusammengedacht werden: „Nach dem Unfall habe ich meine Weiblichkeit verloren. Ich habe Abscheu empfunden, als ich mich im Spiegel im Rollstuhl gesehen habe. Ich war deformiert“ (A9). Auch in Interviews wird das Thema der Sexualität nicht behandelt.

11.6. Feinanalysen

Nach der Analyse von Diskursfragmenten werde ich Feinanalysen von 5 ausgewählten Artikeln durchführen. Ich habe Artikel gewählt, die jeweils für unterschiedliche dominante Diskurse exemplarisch sind. Die Auswahl erfolgte auf der Grundlage der folgenden Kriterien: Kategorie jeweiliger Zeitung und Zeitschrift, Länge des Artikels, sprachliche Wendungen und Metaphern, inhaltlich-ideologische Aussagen, sonstige Auffälligkeiten. Darüber hinaus wird gezeigt, welche Diskurspositionen in den untersuchten Artikeln herrschen.

Die Feinanalyse I beschäftigt sich mit einem Artikel (A13), der in der Wochenzeitung für Frauen erschienen ist und im Vergleich mit anderen Texten relativ lang ist (umfasst 3 Seiten). Im Text wird eine heroisierende Perspektive bevorzugt. Ich habe den Artikel für die Feinanalyse auch ausgewählt, weil der Text das Spannungsfeld „Behinderung“ und Weiblichkeit thematisiert.

Der Gegenstand der Feinanalyse II ist die Geschichte von einer Frau, deren Treppenraupe von einem Dieb gestohlen wurde (A19). Es ist ein Beispiel von einer Schicksalsgeschichte, in der eine Bitte um finanzielle Unterstützung ausgedrückt wird. Die ähnliche Darstellungsweise von Frauen mit Behinderungen repräsentieren auch 3 andere Artikel (A4, A7, A10), in denen auch um Hilfe gebeten wird. Der Artikel ist in der Boulevardzeitung „Super Express“ erschienen und umfasst eine Seite.

Der Artikel „Meine Mutter wurde von einem flatterhaften Engel gepackt“ (A1), wird in der Feinanalyse III näher betrachtet. Es ist ein Beispiel für ein Interview mit einer Frau mit Behinderung, die ihre Perspektive selbst ausdrücken kann. Das Interview ist in der feministischen Zeitschrift erschienen und umfasst 2,5 Seiten. Wichtig ist, dass in diesem Interview auf das Thema der Mutterschaft explizit eingegangen ist.

Der Artikel aus der Feinanalyse IV ist dagegen für eine Darstellungsperspektive von Frauen mit Behinderungen als „Superkrüppel“ exemplarisch (A3), indem außergewöhnliche Leistungen von Menschen mit Behinderungen beschrieben werden. Diese ist auch im Artikel über eine Modenschau in New York (A5) zu finden. Der Artikel ist kurz und ist in einem Frauenmagazin erschienen.

Die Feinanalyse V beschäftigt sich mit einem Artikel (A16), der sich auf soziale Barrieren konzentriert, einen informativen Charakter hat und in der Tageszeitung erschienen ist. Der Text ist für die Perspektive exemplarisch, die auch in zwei anderen Artikeln (A6, A8) zu finden ist.

11.6.1. Feinanalyse I

Der Artikel mit dem Titel „Ich will mich auch schön fühlen“ (A13) erschien am 14.01.2015 in der Frauenzeitschrift „Pani Domu“. Es handelt sich um eine oft gelesene Wochenzeitung für Frauen mit Auflage von 270.000 Exemplaren, die seit August 1994 herausgegeben wird. Die meisten Themen, die in „Pani Domu“ behandelt werden, sind: Ernährung, Mode, Gesundheit, Beziehungen.

Der Artikel „Ich will mich auch schön fühlen“ beschreibt die Geschichte der 22-jährigen Sylwia, die mit Gelenksteifigkeit²⁵ geboren ist. Sie studiert Pädagogik, arbeitet als Fotomodel und hat eine Werbeagentur für Models mit Behinderungen gegründet.

Im Artikel wird eine heroisierende Perspektive bevorzugt: „Sie zeigt den gesunden Menschen, dass eine kranke Person auch etwas erreichen kann“, „Ich kann mich sogar nicht an Übungen der Vojta-Therapie²⁶ erinnern, von denen alle sagen, sie sind sehr schmerzhaft“. Die Darstellung der Heldin wechselt sich mit der Opfer-Darstellung ab: „Sie erzählt ihre

²⁵ Was genau unter dem Begriff "Gelenksteifigkeit" gemeint ist, wird im Artikel nicht erläutert.

²⁶ Die **Vojta-Therapie** ist eine physiotherapeutische Behandlungsmethode bei Störungen des zentralen Nervensystems und des Haltungs- und Bewegungsapparates (vgl. Deutscher Verband für Physiotherapie: o.S.).

Geschichte, als ob sie von einem schönen Abenteuer erzählen würde, und nicht vom langjährigen, schmerzhaften Kampf“.

Im Artikel wird der Begriff „behindert“ einmal im Ausdruck „behinderte Models“ verwendet, der Begriff „Behinderung“ dagegen dreimal im Kontext der Werbeagentur für Menschen mit Behinderungen. Am meisten kommt im Text das Wort „Krankheit“ vor, nämlich achtmal und das Wort „krank“, das sechsmal im Artikel verwendet wird. Dazu ist der Begriff „Gelenksteifigkeit“ viermal im Text zu finden. Zusätzlich werden auch Ausdrücke „an Gelenksteifigkeit leiden“ und „an diese Krankheit leiden“ verwendet.

Sichtbar ist im Text auch die Abgrenzung der Begriffe „normal“ und „behindert“: „Dank der Rehabilitation konnte sie sich normal bewegen“, „Jahrelang hatte ich zwei Leben: ein normales in Ciechanow, mit gesunden Freunden, und ein anderes im Krankenhaus, mit kranken aber verlässlichen Freunden“. Das „Normale“ wird dabei als etwas Erstrebenswertes betrachtet: „Ich bin krank geboren, aber ich wurde von den Eltern nie anders behandelt, daher habe ich eine Lebenseinstellung wie eine gesunde Person“. „Die Behinderung“ dagegen wird als ein mögliches Hindernis dargestellt: „Sie hat Krzysztof vor einigen Monaten auf einem Internetportal kennen gelernt. Obwohl sie ohne Umschweife über ihre Krankheit geschrieben hat, hat ihr Optimismus sein Interesse geweckt“.

Im Artikel wird auch das Spannungsfeld „Weiblichkeit“ und „Behinderung“ thematisiert. Es werden stereotype „Versionen“ von Weiblichkeit betont: „Ich habe schon als kleines Mädchen geliebt, schöne Kleider zu tragen, mich zu schminken und zu posieren. Ich habe von meiner Mutter heimlich Kleidungen und Schmuck genommen und in meinem Zimmer angezogen“, „Als ihre Hobbys nennt sie Mode und Make-Up“. Die genannten Interessen, die ganz gewöhnlich für ein heranwachsendes Mädchen sein können, werden in dem Artikel als "ungewöhnlich" dargestellt. Es wird eine Verwunderung ausgedrückt, dass die Protagonistin "trotz der Behinderung" ein Hobby wie andere Mädchen in diesem Alter hatte.

Im Text sind auch positiv-affirmative Aussagen über "Behinderung" zu finden. Es wird Sylwias Aussage zitiert: „Für mich spielen Aussehen und Klamotten keine Rolle. Wichtig ist das Innere eines Menschen. Und dieses Denken verdanke ich gerade meiner Krankheit, die mich für andere Menschen sensibilisiert hat“. In zitierten Aussagen der Protagonistin wird auch postuliert, dass Personen mit Behinderungen häufiger in den Medien gezeigt werden sollen: „Je mehr man über uns schreibt und spricht, desto besser. Mir liegt viel daran, dass behinderte Menschen der Gesellschaft zeigen, dass wir auch schön sind“. Die letzte Aussage

weist darauf hin, dass das Thema des Aussehens von Frauen mit Behinderungen doch sehr relevant ist.

Zu analysieren sind auch die Bilder, die im Artikel platziert wurden. Auf dem Hauptfoto (Abb.16) sieht man die Protagonistin, die von ihrem Freund umarmt wird. Auf dem zweiten kleinen Foto (Abb.17) ist nur ihr Gesicht zu sehen. Die Bildunterschrift erklärt, dass das Foto während einer Aufnahme-Session gemacht wurde. Das dritte Foto (Abb. 18) zeigt Sylwia, die sich vor dem Spiegel schminkt. Auf keinem Foto steht die „Behinderung“ im Vordergrund. Ganz im Gegenteil, nur auf einem Foto (Abb. 17) sind „die Merkmale der Behinderung“, in diesem Fall „deformierte“ Hände sichtbar. Die Bilder sind dabei typisch für die Darstellungsweise der Frauen: die Protagonistin mit ihrem Freund, beim Posieren und beim Schminken. Auch der Titel „Ich will mich auch schön fühlen“ betont den Wunsch, als eine Frau wahrgenommen und in ihrer Weiblichkeit in der Gesellschaft anerkannt zu werden.

11.6.2. Feinanalyse II

Der kurze Artikel in „Fakt“ hat den Titel „Bitte, gib mir meine Treppenraupe zurück“ (A19). Der Artikel ist am 06.03.2015 in der größten polnischen Tageszeitung erschienen. Die Boulevardzeitung „Fakt“ wird überregional herausgegeben und ist eine Tochtergesellschaft des deutschen Axel-Springer-Konzerns.

Der Anlass für den Artikel ist die Geschichte einer für ihre Mobilität auf einen Rollstuhl angewiesenen Frau, deren Treppenraupe von einem Dieb gestohlen wurde. Die Frau richtet an den Dieb einen Appell, die Treppenraupe zurückzugeben. Im Text wird einmal das Wort „behindert“ im Ausdruck „behinderte Frau“ verwendet und einmal das Wort „Behinderung“. Der Ausdruck „an den Rollstuhl gefesselte Frau“ kommt dagegen im Text zweimal. Auch der Ausdruck „an cerebraler Bewegungsstörung leiden“ ist im Artikel zweimal zu finden.

Die Abgrenzung Täter-Opfer wird hervorgehoben. Der Dieb wird mit Ausdrücken wie: „er hat ein Herz aus Stein“, „herzlos“, „widerliche Tat“ beschrieben. Die Frau mit Behinderung wird dagegen mit Ausdrücken „verzweifelte Frau bittet um etwas Mitleid“, „dramatische Situation“ beschildert. Die Situation der Frau wird dabei mit emotional geladenen Worten dramatisiert und als „tragisch“ dargestellt: „Ohne der Treppenraupe ist sie nicht imstande, ihre vier Wände zu verlassen“, „Die Frau hat ihre Freiheit somit verloren“, „Das ist das Ende ihrer Unabhängigkeit“. „Ich kann mir eine neue Treppenraupe nicht leisten, daher bitte ich den Dieb um die Rückgabe“, „Das war für mich die einzige Chance, selbständig zu sein“.

Zu finden ist auch die Wendung „trotz der Behinderung“, die sich auf das „Mutterwerden“ der Protagonistin bezieht: „Trotz der Behinderung ist ihr gelungen, zu heiraten und die Mutter von einem 2-jährigem Kind zu werden“. Das Zurechtkommen mit der Mutterrolle wird wie folgt beschrieben: „Als mein Sohn geboren wurde, sind neue Pflichten dazugekommen. Man muss mit ihm spazieren gehen, zum Arzt oder einkaufen gehen. Wenn mein Mann zu Hause ist, dann macht er alles, wenn er jedoch in der Arbeit ist, muss ich das alleine machen“. Es wird auch auf die soziale Abhängigkeit und Pflegebedürftigkeit der Frau hingewiesen: „Sie ist jetzt auf andere angewiesen. Bei einfachen Sachen braucht sie Hilfe“.

Auf dem Bild, das im Artikel platziert wurde (Abb.21), ist die Protagonistin zu sehen, die auf dem Rollstuhl vor den Treppen sitzt. Dabei kann man feststellen, dass sich im Vordergrund der Rollstuhl befindet, der drei Viertel des Bildes einnimmt, und nicht die Person selbst. Die Frau schaut bittend aus dem Foto. Das Bild wird betitelt: „Bitte, gib mir meine Treppenraupe zurück“. Man gewinnt den Eindruck, dass die Frau nicht nur einem Betrug zum Opfer gefallen ist, sondern, dass die „Behinderung“ der Frau dabei eine große Rolle spielt und die Situation noch dramatischer macht. Der Rollstuhl, der sich im Vordergrund befindet, weist darauf hin, dass es nicht nur um eine Person geht, die bestohlen wurde, sondern um eine „an den Rollstuhl gefesselte Frau“, was die Mitleidsgefühle hervorrufen soll.

11.6.3. Feinanalyse III

Das Interview mit Anna Krupa, die ohne Arme geboren wurde, hat den Titel „Meine Mutter wurde von einem flatterhaften Engel gepackt“ und erschien in „Wysokie Obcasy“ am 28.03.2015 (A1). „Wysokie Obcasy“ ist eine Beilage von "Gazeta Wyborcza", die samstags erscheint. Die Zeitschrift bezeichnet sich selbst als feministisch und frauenorientiert. Aufgegriffen werden Themen: Psychologie, Gesundheit, Mode, Erotik, Lebensstil. In der Zeitung werden auch Interviews mit Frauen, Feuilletons und Reportagen publiziert.

Der Titel des Interviews bezieht sich auf eine Geschichte, welche die interviewte Frau ihrer 4-jährigen Tochter erzählt hat, als das Mädchen gefragt hat, warum ihre Mutter keine Arme hat: „Ich habe ein Märchen ausgedacht. Ich habe erzählt, dass Gott im Himmel jeden Menschen selbst knetet. Die Engel packen ihn dann in ein Päckchen und schicken ihn auf die Erde. Die Mutter wurde dabei von einem flatterhaften Engel gepackt, der ein zu kleines Päckchen genommen hat und es keinen Platz für Arme gab“.

Im Text wird vier Mal der Begriff „behindert“ und drei Mal „Behinderung“ verwendet. Das Interview beginnt mit der Frage der Journalistin: „Wann hast du das erste Mal gefühlt, dass dir Arme fehlen?“. Andere Fragen, die gestellt werden und die Opfer-Rolle und das Auf-Andere-Angewiesensein implizieren, lauten: „Wer hat dir damals geholfen?“, „Wie hast du alleine den Kinderwagen heruntergetragen?“, „Gab es etwas, was du nicht imstande warst, alleine zu machen?“ „Hattest du keine Angst, dass etwas Schlechtes passieren kann?“ In Fragen dominiert der Fokus auf „Behinderung“: „Weißt du, warum du ohne Arme geboren wurdest?“, „Hattest du keine Angst, dass dein Kind auch ohne Arme geboren wird?“ „Hat deine Tochter damit ein Problem, dass du keine Arme hast?“ Die Journalistin zitiert beleidigende Kommentare in Internetportalen, die Reaktion auf die Information waren, dass Anna Mutter wurde: „Wenn sie sich selbst um ihr Kind nicht kümmern kann, weil sie Krüppel ist, dann sollte sie Empfängnisverhütung betreiben“, „Warum muss das Kind leiden, weil die Mutter dumm ist?“, „Diese Frau braucht selbst Hilfe. Jetzt braucht ihr Kind auch Hilfe. Sie soll noch ein Kind haben, dann bekommt sie noch mehr Sozialhilfe“.

Im Text wird das Thema der Unabhängigkeit angesprochen. Auf andere nicht angewiesen und möglichst selbständig zu sein wird als etwas Erstrebenswertes angesehen: „Ich mache alles alleine, ich erziehe sie allein, führe den Haushalt, ich fahre sie zur Schule und hole sie ab, arbeite und mag meine Arbeit“, „Das ist traurig, dass jemand sich nicht vorstellen kann, dass eine behinderte Person auch selbständig leben kann, ein Kind gebären und erziehen kann“.

Zu finden sind aber auch Aussagen, die darauf hinweisen, dass die Hilfe von anderen in Anspruch zu nehmen genauso gut ist, wie den anderen Hilfe zu leisten: „Meine Schwester und Nichte haben mir am Anfang viel bei täglichen Verpflichtungen geholfen. Sie sind vorbeigekommen und haben zum Beispiel meine Tochter gebadet. Vor einigen Jahren bin ich hingegen bei meiner Schwester vorbeigekommen und ich habe bei meiner Nichte geholfen: ich habe sie gewickelt und angezogen“.

Im Interview wird auch die Abgrenzung „normal/anormal“ thematisiert. Einerseits wird auf die Trennung von beiden Kategorien hingewiesen: „Ich bin eine normale Mutter“, „Wir wollen normal, wie alle anderen leben. Wir möchten ein schönes Zuhause, eine erfüllende Arbeit, die Freizeit mit Freunden verbringen“. Andererseits wird versucht, diese Trennung zu brechen und auf die Vielfalt hinzuweisen: „Menschen sind unterschiedlich. Die Tatsache, dass ich keine Arme habe, ist für mich nicht schockierend“, „Ich bin ohne Arme geboren und das ist für mich ganz normal. Ihre Funktionen haben Beine, Füße und Zähne übernommen“. Die

interviewte Frau weist darauf hin, dass sie sich immer auf ihre Familie verlassen kann, aber gleichzeitig hilft sie auch gern ihren Familienmitgliedern. Somit entspricht sie nicht dem Rollenklischee des bedauernswerten Opfers, das als hilfsbedürftige und nicht als für andere sorgende Person dargestellt wird: „Meine Mutter hat mir immer sehr geholfen. Als sie jedoch krank wurde, haben sich die Rollen vertauscht. Ich habe mich um sie gekümmert, ich habe eingekauft, gekocht, Wäsche gewaschen. Ich war aber nicht alleine, die ganze Familie hat uns geholfen. Alle zusammen haben wir uns bis zum Ende um sie gekümmert“. Das Fragment zeigt, dass Frauen mit Behinderungen nicht unbedingt aus Bereich der Versorgung ausgeschlossen werden müssen. Sie können sowohl Hilfeempfängerinnen als auch Helfende sein.

Auch die Unterscheidung gesund/krank wird thematisiert, wobei die konventionellen Vorstellungen von „Gesundheit“ nicht hinterfragt werden. Die interviewte Frau stellt fest: „Wie jede Mutter wollte ich vor allem, dass mein Kind gesund ist“, „Hauptsache, meine Tochter ist gesund“. Trotzdem weist die Frau darauf hin, dass die Wahrnehmung der „Behinderung“ als etwas „Seltsames“ in der Gesellschaft sozial und kulturell konstruiert ist. Erst im Zuge der Sozialisation wird „Behinderung“ als Abweichung von der Norm hergestellt: „Für Kinder war meine Behinderung etwas Natürliches. Wir Erwachsene zeigen den Kindern, dass etwas nicht stimmt. Als meine Nichte klein war, hat sie nie gefragt, warum ich keine Arme habe. Erst als sie zum Kindergarten gegangen ist, hat sie diese Frage gestellt“.

Im Text ist auch die Abgrenzung und Hierarchisierung zwischen der körperlichen und geistigen „Behinderung“ sichtbar. Die interviewte Frau stellt fest: „Ich habe keine Arme, aber mein Kopf funktioniert gut“, „Der Schlüssel zum selbständigen Leben ist der gesunde Kopf“. Aus ihrer Perspektive können zwar Menschen mit körperlichen Behinderungen unabhängig sein, aber den Personen mit geistigen Behinderungen wird diese Selbständigkeit abgesprochen. Es wird ausgeblendet, dass auch sie alltägliche Abläufe weitgehend selbstständig bewältigen können. Leider ist in den untersuchten Artikeln auf das Thema der Unabhängigkeit von Menschen mit anderen Arten von „Behinderung“ und unterschiedlichem Schweregrad der Beeinträchtigungen nicht eingegangen.

Die interviewte Frau lehnt die Rolle der Heldin ab. Auf die Frage der Journalistin: „Ich bewundere dich. Ich habe den Eindruck, dass es für dich Unmögliches einfach nicht gibt. Woher hast du so viel Kraft?“, antwortet sie: „Ich bin kein Superman. Natürlich brauche ich

manchmal Hilfe, jeder Mensch braucht manchmal Unterstützung. Zu Hause habe ich alles gut organisiert, draußen ist schwieriger“.

In den Artikel wurden zwei Fotos eingefügt. Auf dem ersten Foto ist die ganze Frau zu sehen (Abb.2). Es wird weder versteckt noch besonders hervorgehoben, dass die Frau keine Arme hat. Auf dem zweiten Foto befindet sich die Frau mit ihrer Tochter (Abb.1). Auch hier steht das Merkmal „Behinderung“ nicht im Vordergrund.

11.6.4. Feinanalyse IV

Der kurze Artikel „Sue Austin – Fantasie ohne Grenzen“ (A3) ist in der Frauenzeitschrift „Twoj Styl“ am 07.01.2015 erschienen. Die Zeitschrift beschäftigt sich mit folgenden Themenbereichen: Mode, Beauty, Gesundheit, Lifestyle, Kultur, Psychologie und Reise. Der Artikel wurde auf den letzten Seiten des Magazins platziert, wo sich kurze Berichte und Kommentare (sie nehmen circa ein Drittel der Seite ein und sind mit einem Bild versehen) befinden. Der Artikel handelt von einer Britin Sue Austin, die auf dem Rollstuhl sitzend, taucht. Der Text repräsentiert die Darstellungsweise von Frauen mit Behinderungen als „Superkrüppel“ und Heldinnen. Es werden die Ausdrücke wie „mutig“, „faszinierend“, „fantastisch“, verwendet. Auch der Titel „Sue Austin – Fantasie ohne Grenzen“ weist auf die Besonderheit der Geschichte hin. Im Text wird sehr kurz die Geschichte der Britin skizziert – wir erfahren nur, dass sie vor 17 Jahren „das Bewegungsvermögen der Beine verloren hat“. Die Protagonistin kommentiert es folgendermaßen: „Als ich im Rollstuhl gefahren bin, haben mich alle nur bemitleidet. Ich habe mich entschieden, dass zu ändern. (...) Endlich habe ich in ihren Augen statt Mitleid die Faszination gesehen“. Der Artikel konzentriert sich auf die Reaktionen von Menschen, die Sue treffen oder ihre Geschichte hören. Es werden zwei öffentliche Auftritte von der Taucherin beschrieben – in einer TED-Konferenz und im Europäischen Parlament, wo sie stehende Ovationen bekommen hat.

Der Artikel ist von einer bewundernden Perspektive gekennzeichnet, die durch emotionale Begrifflichkeiten betont wird. Der ganze Text vermittelt den Eindruck, dass die Protagonistin den Sport „trotz der Behinderung“ treibt. Interessant ist auch, dass im Artikel steht, dass Sue Austin Amerikanerin ist, obwohl sie aus England kommt²⁷. Es ist möglich, dass im Kontext von ihrer „Behinderung“, die im Vordergrund steht, verlieren andere Kategorien, wie in diesem Fall ihre Herkunft von Bedeutung. Das Merkmal der „Behinderung“ stellt andere Merkmale in den Schatten.

²⁷ Siehe die offizielle Internetseite von Sue Austin: <http://www.wearefreewheeling.org.uk/sue-austin-home>

Aus dem Artikel kann man die Schlussfolgerung ziehen, dass Menschen mit Behinderungen entweder Mitleid oder Bewunderung hervorrufen können. Es reicht, eine Entscheidung zu treffen, um Hindernisse zu überwinden. Im Text wird über soziale Barrieren nicht geschrieben, das Thema des Geldes spielt auch keine Rolle, indem finanzielle Möglichkeiten als selbstverständlich dargestellt werden: „Sie hat sich einen speziell mit kleinen Elektromotoren ausgerüsteten Rollstuhl besorgt“, „dann ist sie auf eine Reise nach Ägypten gefahren, um am Korallenriff zu tauchen“.

Auch das Foto aus dem Artikel (Abb.4) reproduziert die Repräsentationsweise von Frauen mit Behinderungen als Superkrüppel. Das Bild ist spektakulär und stellt eine außergewöhnliche Situation dar. Es ist größer als Text und nimmt die Hälfte der Seite ein.

11.6.5. Feinanalyse V

Der kurze Artikel „Sozialhilfe aus der Schweiz“ (A16) ist ein informativer Text, der in der Tageszeitung „Gazeta Wyborcza“ am 05.01.2015 erschienen ist. „Gazeta Wyborcza“ vertritt links-liberale Positionen und gehört zu den wichtigsten qualitativen Printmedien in Polen.

Der Artikel beschreibt ein Förderprogramm für Integration von Menschen mit Behinderungen. Es werden folgende Bereiche berücksichtigt: Ausbildung von BetreuerInnen, Verbesserung der Infrastruktur für Menschen mit Behinderungen und Verbesserung von Pflegedienst.

Im Artikel werden abwechselnd Begriffe „behindert“ und „krank“ verwendet, es wird aber zwischen unterschiedlichen Arten der Behinderung nicht unterschieden. Auch die Kategorie des Geschlechts spielt hier keine relevante Rolle – es wird nur über „behinderte Menschen“ oder „kranke Menschen“ geschrieben, ohne Bezug auf spezifische Lebenssituationen von Frauen und Männer mit Behinderungen zu nehmen.

Der Text hat einen informativen Charakter und ist mit dem Kommentar versehen, dass er selbst von dem Förderprogramm finanziert wird. Es werden Bereiche genannt, die infolge einer finanziellen Unterstützung verbessert werden.

Es ist für diesen Artikel kennzeichnend, dass die Menschen mit Behinderungen als eine homogene geschlechtlose Gruppe beschrieben werden. Es werden einerseits keine emotionalen Begrifflichkeiten verwendet und keine Einzelgeschichten präsentiert, andererseits werden die Menschen nur auf ihre „Behinderung“ reduziert.

12. Diskussion

Im Folgenden werden die Ergebnisse der Medienanalyse weiter besprochen und diskutiert sowie zur Beantwortung der Forschungsfragen herangezogen. Beginnen möchte ich mit der Hauptforschungsfrage: Wie werden Frauen mit Behinderungen in den polnischen Medien dargestellt?

12.1. Auswertung der Ergebnisse: Darstellungen von Frauen mit Behinderungen in polnischer Presse

Die Analyse der Artikel, die innerhalb von 3 Monaten in der polnischen Presse erschienen sind, zeigt, dass im Kontext der „Behinderung“ viel häufiger individuelle Geschichten, sog. Schicksalsgeschichten als gesellschaftliche Aspekte thematisiert werden. Darüber hinaus kann man die Schlussfolgerung ziehen, dass „Behinderung“ vielmehr als ein persönliches und nicht strukturelles Anliegen in der Gesellschaft angesehen wird.

In den untersuchten Artikel dominieren Darstellungen von Frauen mit Behinderungen als Opfer und Heldinnen. Es werden bei beiden Repräsentationsweisen emotional aufgeladene Formulierungen verwendet. Frauen mit Behinderungen sind entweder Objekte von Mitleid oder Bewunderung. In beiden Perspektiven werden jedoch vereinfachte, nicht die Wirklichkeit von Frauen mit Behinderungen widerspiegelnde Bilder vermittelt.

In den Darstellungen von Frauen mit Behinderungen als Superkrüppel und Heldinnen wird gezeigt, wie sie „trotz der Behinderung“ ihr Leben meistern können. Betont wird ein besonderes Talent oder ein mutiger Kampf gegen das Schicksal und soziale Barrieren. Ein Beispiel ist die heldenhafte Darstellung von Frauen mit Behinderungen im Kontext von „Behindertensport“, wobei mehr die „Behinderung“ als die sportliche Leistung im Vordergrund steht. Eine Gefahr, die mit diesen Darstellungen verbunden ist, besteht darin, dass nur diejenigen Frauen dargestellt werden, die über außerordentliche Eigenschaften verfügen. Die meisten Frauen mit Behinderungen bleiben jedoch unsichtbar. Das Gleichgewicht zwischen diesen Darstellungen wird nicht bewahrt, indem Frauen mit Behinderungen in alltäglichen Situationen viel seltener als „Heldinnen“ dargestellt werden. Problematisch ist nicht diese Repräsentationsweise an sich (es ist auch klar, dass ein Artikel nicht alle Aspekte behandeln kann) aber die Häufigkeit der bestimmten Repräsentationsweisen und der Kontext, in dem Frauen mit Behinderungen in der Presse dargestellt werden. Die Überrepräsentation von außergewöhnlichen Leistungen im Vergleich

zu alltäglichen Situationen muss nicht zwingen zur Sichtbarkeit von Frauen mit Behinderungen in der Gesellschaft führen. Nach Barnes kann sich dies sogar negativ auf die gesellschaftliche Akzeptanz der „normalen“ Menschen mit Behinderungen auswirken (vgl. Barnes 1992:13).

In dieser Repräsentationsweise wird auch die heldenhafte Überwindung „der Behinderung“ betont. Die Frauen mit Behinderungen scheinen, alles zu schaffen und bewundernswert alle Hindernisse zu bewältigen. Ein alltägliches Leben ist in diesen Bildern unvorstellbar und die Personen mit Behinderungen, die „unüberwindbare Hindernisse“ bewältigen, werden als „Superkrüppel“ dargestellt. Die Frauen mit Behinderungen werden dadurch nicht mit der Normalität ihres Lebens gesehen, sondern glorifiziert.

Die Opferdarstellungen überwiegen in den Artikeln in der Boulevardpresse und Frauenzeitungen. Dabei werden Frauen mit Behinderungen als abhängige und auf die Hilfe von anderen angewiesene Personen dargestellt. In diesem Spannungsfeld ist zu beachten, dass sicherlich einige Menschen mit Behinderungen von anderen abhängig sind, was jedoch nicht für alle gilt. Barnes weist darauf hin, dass Menschen mit Behinderungen nicht ausschließlich als AlmosenempfängerInnen dargestellt werden (sollten), sondern auch als Spendegeber, um ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Nehmen und Geben darzustellen (vgl. Barnes 1992:8). In den untersuchten Artikeln ist diese Darstellungsweise selten zu finden. Thematisiert werden dagegen karitative Akte, Opfergaben und Spenden im Kontext der Menschen mit Behinderungen. Ein Interview (A1) versucht jedoch, ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen Helfen und Geholfen werden zu zeigen. Natürlich gibt es Menschen mit Behinderungen, die von anderen überdurchschnittlich abhängig sind und auch finanzielle Unterstützung brauchen. Das gilt jedoch keineswegs für alle Menschen mit Behinderungen.

Frauen mit Behinderungen werden auch als Opfer der Gewalt dargestellt. Die klischeehaften Rollenvorstellungen von Menschen mit Behinderungen als arme bemitleidenswerte Opfer tragen dazu bei, die Stereotype in der Gesellschaft zu verfestigen. Die überdurchschnittliche Häufigkeit dieser Darstellungen kann dazu führen, Frauen mit Behinderungen als hilflos und abhängig wahrzunehmen. Dadurch wird auch indirekt suggeriert, dass sie nicht auf sich selbst aufpassen können und so für Gewalt anfällig sind. Die in den Texten thematisierten Täter- und Opferrollen werden dabei dramatisiert, indem TäterInnen noch skrupelloser und Opfer noch hilfloser dargestellt werden. „Der mitleidige Blick“ in den Berichten verkündet auch, dass die Frauen mit Behinderungen zwar „bedauernswert, aber nicht hoffnungslos“ sind, weil

jetzt etwas für diesen Menschen mit „tragischem Schicksal“ getan wird. Laut Barnes ermöglicht diese Repräsentationsweise den Menschen ohne Behinderung, großzügig zu sein. Es entsteht dadurch eine Sentimentalität und nicht ein echtes Mitgefühl (vgl. Barnes 1992:15). Besonders oft kommt „der mitleidige Blick“ im Zusammenhang mit Spendenaktionen vor. Die Aktionen vermitteln die Vorstellung von „hilflosen“ und „armen“ Personen, die auf die Wohltätigkeit von Menschen ohne „Behinderung“ angewiesen sind. In diesen Darstellungen wird „Behinderung“ mit Leiden und Krankheit gleichgesetzt, was soziale Faktoren, die „Behinderung“ auch produzieren, ausblendet.

In den Artikeln sind auch andere Darstellungen zu finden, sie sind jedoch relativ selten im Vergleich zu den zwei oben beschriebenen Repräsentationsweisen.

Es ist das Rollenklischee zu finden, wonach Frauen mit Behinderungen verbittert sind und sich in Selbstmitleid ergehen. Durch diese Perspektive wird suggeriert, dass „Behinderung“ lediglich das Problem einer schlechten Einstellung ist. Soziale Barrieren werden dadurch völlig ausgeblendet.

Auch die medizinische Sicht auf Frauen mit Behinderungen ist nicht häufig in den Texten zu finden. Nur in einem Artikel dominiert eine Perspektive, bei der es um die „Heilung“ oder zumindest das „Management“ der „Behinderung“ geht.

In zwei Artikeln wird dagegen die Forderung nach Integration von Frauen mit Behinderungen thematisiert. Wiederum werden sie ausschließlich im Zusammenhang mit der „Behinderung“ dargestellt. In untersuchten Texten geht es vorwiegend um die Anpassung von Frauen mit Behinderungen an herrschende Normen und Ideale auf dem Arbeitsmarkt und in der Bildung. In dieser Perspektive wird die Gesellschaft auf der einen Seite und Frauen mit Behinderungen auf der anderen Seite dargestellt, was die Vorstellung reproduziert, dass Frauen mit Behinderungen außerhalb der Gesellschaft stehen.

In den meisten Artikeln werden auch das Spannungsfeld „normal/anormal“ und das Verhältnis von „Behinderung“ und Weiblichkeit thematisiert. In keinem Text wird „Normalität“ als konstruierte Vorstellung behandelt. Begriffe von „Normalität“ und „Behinderung“ werden dagegen als in einem Spannungsverhältnis zu einander stehende Phänomene dargestellt. Frauen mit Behinderungen finden sich in dieser Konstellation in der Regel auf der Seite der „Nicht-Normalen“. Erst die Überwältigung der „Behinderung“ kann meistens zu einem „normalen“ Leben führen. Das „Normale“ wird dabei nicht weiter

problematisiert, sondern mit der „Nicht-Behinderung“ gleichgesetzt. In den meisten Artikeln ist ein hierarchisches Beziehungsverhältnis impliziert, indem das „Normale“ als etwas Erstrebenswertes angesehen wird. Das hierarchische Beziehungsverhältnis wird auch bezüglich der Arten der „Behinderung“ suggeriert, indem die „psychische Behinderung“ negativer als „körperliche Behinderung“ bewertet wird.

Was die Vorstellungen über Weiblichkeit anbelangt, werden oft stereotype Bilder reproduziert. Themen wie Geschlecht und Weiblichkeit werden in den Artikeln zwar manchmal thematisiert aber viel häufiger wird über die Menschen mit Behinderungen als über „geschlechtslose Masse“ geschrieben. Dass es sich dabei um Frauen und Männer bzw. Mädchen und Jungen handelt, wird nicht berücksichtigt oder gar nicht wahrgenommen, da das Merkmal „Behinderung“ dominant ist. Wenn das Thema der Weiblichkeit jedoch erwähnt wird, werden oft klischeehafte Rollenvorstellungen reproduziert, in dem Aspekte wie Mode, Make-up, romantische Beziehungen betont werden. Eine Ausnahme bildet ein Interview „Meine Mutter wurde von einem flatterhaften Engel gepackt“ (A1), das versucht, unterschiedliche Aspekte von Frau-Sein zu thematisieren: angefangen von der Mutterschaft und damit verbundenen Aufgaben, bis zu Freizeitaktivitäten, Hobbys und der Arbeit.

Die Analyse der Darstellungen von Müttern mit Behinderungen zeigt, dass in gesellschaftlichen Vorstellungen zur Mutterrolle normative Erwartungen an die Frauen herangetragen werden. Anhand des untersuchten Materials kann ich feststellen, dass für Frauen mit Behinderungen, die Mütter sind, ein erhöhter Zwang besteht, einem Ideal zu entsprechen. Cloerkes betont, dass sowohl die Rolle der Frau als auch der Mutter mit starken Bewertungen und Erwartungen konnotiert ist (Cloerkes 2001:243).

Diese erhöhten Erwartungen, die an Mütter mit Behinderungen gestellt werden, sind mit den Bemühungen von Frauen in den untersuchten Artikeln verbunden, den gesellschaftlichen Anforderungen von anderen gewachsen zu sein. Den Müttern mit Behinderungen werden Kompetenz und Entscheidungsfähigkeit abgesprochen, was in dem Interview in „Wysokie Obcasy“ (A1) betont wurde. Die normativen Vorstellungen zu Mutterschaft bedingen, dass den Frauen mit Behinderungen typischerweise die Bewältigung der Herausforderungen, die mit einem Kind verbunden sind, nicht zugetraut wird.

Frauen mit Behinderungen müssen regelmäßig ihre Fähigkeiten zur Kindererziehung nachweisen. Dass sie ihre Kinder selbst versorgen können, wird angezweifelt. Diese Perspektive ist in Interviews mit Frauen mit Behinderungen zu finden. Sie berichten über die

Reaktionen von anderen Menschen, die die Fähigkeiten und Möglichkeiten der guten Kinderbetreuung anzweifeln. Das Rollenklischee ist dagegen nicht in Aussagen von Frauen mit Behinderungen über ihre eigenen Erfahrungen als Mütter zu finden. Sie weisen darauf hin, dass sie manchmal Hilfe brauchen und manchmal der anderen Hilfe leisten.

12.2. Sprache im Kontext von Frauen mit Behinderungen

Es werden vorwiegend Ausdrücke verwendet, die Frauen mit Behinderungen auf ein Merkmal, das alle anderen Eigenschaften dominiert, nämlich ihre „Behinderung“, reduziert. Sie werden über ihre körperliche oder geistige Eigenart definiert, wenn von den Behinderten, Blinden und Kranken gesprochen wird. Dieser diskriminierende Sprachgebrauch reproduziert klischeehafte Vorstellungen über Frauen mit Behinderungen. Weiteres findet eine Homogenisierung dieser Personengruppe statt, indem eine Einheit und identische Lebenssituation quer über alle Behinderungsarten und individuellen Eigenschaften konstruiert wird.

Es werden auch Redewendungen verwendet, die Armut und Leid der Frauen mit Behinderungen suggerieren und Mitleid hervorrufen, wie beispielsweise „an den Rollstuhl gefesselt“, „in einem behinderten Körper gefangen“, „an der Behinderung leiden“. Diese Ausdrücke implizieren in fälschlicher Weise Abhängigkeit und den ständigen Betreuungsbedarf. Die Sprache widerspiegelt auch zwei Klischees von Frauen mit Behinderungen, die vorwiegend als Opfer oder Heldinnen dargestellt werden. Es fehlt an Repräsentationsweisen, die sich nicht der Formulierungen „trotz“ und „obwohl“ bedienen.

12.3. Darstellungen von Frauen mit Behinderungen in Tageszeitungen, Wochenzeitschriften und Frauenzeitschriften

Die Darstellungen von Frauen mit Behinderungen in Tageszeitungen unterscheiden sich nicht von den Darstellungen in Wochenzeitschriften. Die Erscheinungsweise beeinflusst also die Repräsentationsweise nicht. Es werden lediglich andere Themen behandelt. Die Tageszeitungen reagieren auf aktuelle Ereignisse, Artikel sind kürzer und haben einen informativen Charakter. Die Artikel in Wochenzeitschriften sind dagegen ausführlicher und nicht immer auf aktuelle Ereignisse bezogen. In beiden Printmedien sind jedoch gleiche Repräsentationsweisen von Frauen mit Behinderungen zu finden. Auch die Sprache, die in Artikeln verwendet wird, hängt nicht von der Art der Zeitung ab. Vielmehr ist es entscheidend, ob der Artikel in einer Boulevard-Zeitung oder Qualitätszeitung erscheint.

Boulevardzeitungen, denen nur eingeschränkte Seriosität zugeschrieben wird, zeichnen sich durch spezifische sprachliche und inhaltliche Charakteristika aus. Sie pflegen oft sensationsorientierte Darstellungen von Frauen mit Behinderungen, die Emotionen wecken sollen, vor allem Bedauern und Mitleid. Die Darstellungsweise ist oft übermäßig kontrovers und dramatisch (siehe Kapitel 11.6.2. Feinanalyse II). Es wird vorwiegend dabei eine diskriminierende Sprache verwendet. In Qualitätszeitungen werden zwar ebenfalls stereotype Bilder reproduziert, die jedoch nicht in erster Linie auf Sensation und Kontroverse gerichtet sind. Zu beachten ist dabei, dass die polnische Medienlandschaft von Boulevard-Zeitungen geprägt ist.

Es gibt auch wenige Unterschiede zwischen Repräsentationsweisen in Tageszeitungen, Wochenzeitschriften und Frauenzeitschriften. In der frauenspezifischen Presse wird das Thema jedoch viel häufiger behandelt. Die klischeehaften Bilder werden jedoch auch hier reproduziert. Nur feministische Zeitschrift „Wysokie Obcasy“ versucht bewusst, andere Darstellungen von Frauen mit Behinderungen zu erzeugen. Obwohl auch hier stereotype Bilder zu finden sind (zum Beispiel Stereotype über die Menschen mit geistigen Beeinträchtigungen), werden auch andere Rollenbilder gezeigt, bei denen sie nicht auf das Merkmal „Behinderung“ reduziert werden. Es wird eine Vielfalt von möglichen Rollen gezeigt: als alleinerziehende Mutter, Karrierefrau, Pflegerin etc. Die Frauen mit Behinderungen werden auch als Expertinnen in eigener Sache dargestellt, was besonders in Interviews zu sehen ist. Genau Interviews, in denen Frauen mit Behinderungen selbst zu Wort kommen und ihre eigene Perspektive darstellen, ermöglichen, Behinderung immer wieder aus anderer Perspektive zu sehen.

12.4. Die Sichtbarkeiten und Unsichtbarkeiten

Nicht alle Themen werden im Kontext von Frauen mit Behinderungen in der Presse behandelt. Es ist auch auffallend, dass die „geistige Behinderung“ viel seltener als „körperliche Behinderung“ in der Presse thematisiert wird. In einem Zeitraum von 3 Monaten ist auch kein Interview mit einer Person mit geistiger Beeinträchtigung erschienen. Darüber hinaus kann man feststellen, dass die geistigen und psychischen Arten der „Behinderung“ weiterhin in der Presse tabuisiert werden. Kein einziges Beispiel für ein Interview mit einer Person mit geistiger oder psychischer „Behinderung“ zeigt auch, dass sie noch nicht wirklich als ExpertInnen in eigener Sache oder mindestens als Personen, die für sich selbst sprechen können, gesehen werden.

Auch das Thema der Sexualität von Frauen mit Behinderungen wird in keinem Artikel behandelt. Man kann keine Rollendarstellung von Frauen mit Behinderungen als „sexuell Andersartige“ finden, was von einer zunehmenden positiven Einstellung Menschen mit Behinderungen gegenüber, zeugen kann. Die Tatsache aber, dass das Thema der Sexualität überhaupt nicht behandelt wird, trägt zu einer medialen Tabuisierung des Themas. Weil jedoch das Thema indirekt suggeriert wird, in dem über Mutterschaft gesprochen wird, kann nicht von einer grundsätzlichen Beschreibung der Frauen mit Behinderungen als asexuell gesprochen werden. Es fehlt aber an einem reflexiven Umgang mit dem Thema der Sexualität von Frauen mit Behinderungen. Viel sagend ist auch, dass das Thema der Sexualität von Frauen mit Behinderungen explizit in keinem Frauenmagazin behandelt wird. Für die Analyse wichtig ist, dass das Thema in Frauenzeitschriften wie Cosmopolitan und Glamour nicht vorkommt, die sich überdurchschnittlich im Verhältnis zu Tageszeitungen, Wochenzeitschriften und anderen Frauenzeitschriften mit der Sexualität von Frauen beschäftigen. In beiden Magazinen ist kein einziges Mal Behinderung thematisiert.

Es gibt auch keine Darstellungen von Frauen mit Behinderungen als Täterinnen. In der untersuchten Presse sind Frauen mit Behinderungen sehr oft als Opfer, aber niemals als Täterinnen dargestellt. Somit sind auch keine Rollenklischees zu finden, die Frauen mit Behinderungen als unheimliche und böse Menschen zeigen. Auch die Darstellungen von Frauen mit Behinderungen als Personen, die verspottet und ausgelacht werden, sind in den untersuchten Artikel nicht zu finden.

12.5. Auswertung von Darstellungen der Frauen mit Behinderungen in der Presse

Grundsätzlich zeigt die Untersuchung der polnischen Presse innerhalb von 3 Monaten, dass das Thema Frauen mit Behinderungen ziemlich regelmäßig und häufig thematisiert wird.

Die Analyse der Artikel zeigt jedoch, dass das Thema nicht umfassend behandelt wird. In den Zeitungen dominieren personenbezogene Beschreibungen der stereotypen und klischeehaften Rollen von Frauen mit Behinderungen. Sowohl Formulierungen, die verwendet werden, als auch übermäßige inhaltliche Fokussierung auf „Behinderung“ zeigen, dass das Thema oft unreflektiert behandelt wird. Die Rollenbilder, die Frauen mit Behinderungen innerhalb der medialen Repräsentationen einnehmen können, sind dabei begrenzt. Es fehlt an Darstellungen, in denen sie nicht auf die „Behinderung“ reduziert und dadurch instrumentalisiert werden. Daraus lässt sich ableiten, dass Frauen mit Behinderungen in der Presse meist zu "Darstellungsobjekten" werden und deswegen als ganzheitlich betrachtete

Subjekte in den Hintergrund gedrängt werden. Somit tragen die untersuchten Darstellungen zur Verfestigung von Stereotypen in der Gesellschaft bei. Dabei dominiert ein individuelles Modell der Behinderung. Die "Behinderung" wird als ein Problem begriffen, das meistens durch eine Krankheit oder Unfall hervorgerufen wurde und durch medizinische oder gesellschaftliche Unterstützung reduziert werden soll. Weiter dominiert das Bild der „Behinderung“ als einer individuellen Schädigung, was die Betroffenen auf ihre „Behinderung“ reduziert. Laut Cornelia Renggli ermöglicht zwar „Behinderung“, dass Menschen mit Behinderungen sichtbar und in den Medien thematisiert werden, gleichzeitig verhindert sie aber, dass die Menschen selbst gesehen werden (Renggli 2004:o.S.). In der polnischen Presse fehlt dabei eine Perspektive, die „den Menschen ins Zentrum aller Überlegungen (stellt) und seine Behinderung als ein zwar vorhandenes, aber nicht konstitutives Merkmal betrachtet“ (Radtke 2003:8).

Interessant ist auch, dass wenngleich die Merkmale von einem individuellen und sozialen Modell von „Behinderung“ in den Artikeln zu finden sind, findet das kulturelle Modell der „Behinderung“ in der untersuchten Presse keine Verwendung. Aufgrund von dieser Analyse kann jedoch nicht festgestellt werden, warum das kulturelle Modell der „Behinderung“ in den Texten nicht repräsentiert wird.

Trotz der steigenden Präsenz von Frauen mit Behinderungen in der polnischen Presse leiden die Darstellungen an einer Vielzahl von Klischees und blinden Flecken. Nicht alle Themen werden im Zusammenhang mit „Behinderung“ und „Frausein“ aufgegriffen. Darüber hinaus besteht die Notwendigkeit, dass Frauen mit Behinderungen in den Medien nicht nur als Betrachtete, sondern auch als Betrachtende präsent werden (Renggli 2004:o.S.). Sie müssen auch häufiger selbst zu Wort kommen und auch zu anderen Themen als „Behinderung“.

Zu verändern ist auch die Sprache, die im Kontext von Frauen mit Behinderungen verwendet wird. Da die Sprache ein wichtigstes Element der Informationsvermittlung ist, muss sie reflektiert und nicht diskriminierend genutzt werden. Die Termini und Ausdrücke beeinflussen Assoziationen, die sich auf das Verständnis von Frauen mit Behinderungen auswirken können.

Endlich müssen auch Konstruktionen wie „Normalität“, „Gesundheit“, „Selbstbestimmung“ und „Behinderung“ selbst kritisch hinterfragt werden. In der polnischen Presse werden die Kategorien als „natürliche Tatbestände“ wahrgenommen. Die Macht- und

Herrschaftsverhältnisse, die mit diesen Konstruktionen eng verbunden sind, müssen beleuchtet werden.

Inwieweit die Medien in Polen in der Zukunft eine Gegenposition zu der herkömmlichen Negativtendenz aufbauen und einen Perspektivwechsel in den Darstellungen von Frauen mit Behinderungen anbieten, soll in weiterführenden Forschungen untersucht werden. Des Weiteren wäre die Erforschung von Repräsentationsweisen in den alternativen Medien wie Blogs und Vlogs ein sehr spannendes Thema. Es könnte untersucht werden, ob Frauen mit Behinderungen diese Kommunikationsmittel als Möglichkeit zur Selbstdarstellung nutzen, weil sie in den etablierten Medien sowohl quantitativ als auch qualitativ nicht angemessen repräsentiert werden.

14. Literaturverzeichnis

Barnes, Colin: Disabling Imagery and the Media. URL: <http://disability-studies.leeds.ac.uk/files/library/Barnes-disabling-imagery.pdf>.

Halifax 1992. Stand: 09.09.2016.

Bartmann, Silke: Der behinderte Mensch im Spielfilm. Münster 2002.

Bartwig, Edgar/Schmitz, Ralf (2001): Narren. Geisteskranke und Hofleute. In: Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft. Ein Hand- und Studienbuch. Hg. von B.U. Hergemöller. Warendorf 2002. S. 238-269.

Bernuth, Ruth von: Aus den Wunderkammern in die Irrenanstalten. In: Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Hg. von Anne Waldschmidt Kassel: bifos Schriftenreihe 2003. S. 49-62.

Biesalski, Konrad: Leitfaden der Krüppelfürsorge. Im Auftrag der Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge. Leipzig 1911.

Bösl, Elsbeth: Dis/ability History: Grundlagen und Forschungsstand, In: H-Soz-u-Kult, 7.07.2009. URL: <http://www.hsozkult.de/literaturereview/id/forschungsberichte-1113>, Stand: 09.09.2015.

Bösl, Elsbeth/Klein, Anne/Waldschmidt, Anne: Disability History: Einleitung, In: Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung. Hg. Von Elsbeth Bösl, Anne Klein, Anne Waldschmidt. Bielefeld 2010. S. 7-12.

Bruner, Claudia Franziska: Körper und Behinderung im Diskurs. In: Psychologie und Gesellschaftskritik. 1/2005. S. 33-53.

Chustecka, Magdalena/Kielak, Elżbieta/Rawłuszko, Marta: Significant Absence - on anti-discrimination education in the formal education system in Poland. Warszawa 2016.

Cloerkes, Günther: Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. Heidelberg 2001.

Dąbrowska-Cendrowska, Olga: Burda Media Poland, Bauer Media, Ringier Axel Springer, G+J Poland - condition of the 'Great German Foursome' in the Polish media market. In: Media i społeczeństwo. 4/2014. S. 74-88.

Dannenbeck, Clemens: Paradigmenwechsel Disability Studies? Für eine kulturwissenschaftliche Wende im Blick auf die Soziale Arbeit mit Menschen mit besonderen Bedürfnissen. In: Disability Studies. Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Hg. von Anne Waldschmidt, Werner Schneider. Bielefeld 2007. S. 113-122.

Darke, Paul Anthony: The changing Face of Representations of Disability in the Media. In: Barriers - Enabling Environments. London. Thousand Oaks. Hg. von Colin Barnes. New Delhi 2004. S. 100-105.

Davis, Lennard: Enforcing Normalcy. Disability, Deafness and the Body. London 1995.

Dederich, Markus: Körper, Kultur und Behinderung: Eine Einführung in die Disability Studies. Bielefeld 2007a.

Dederich, Markus: Disability Studies und Integration. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft, Issue: 3-4, 2007b. S. 22-31.

Droste, Thomas: Die Historie der Geistigbehindertenversorgung unter dem Einfluß der Psychiatrie seit dem 19. Jahrhundert. Eine kritische Analyse neuerer Entpsychiatisierungsprogramme und geistigbehindertenpädagogischer Reformkonzepte. Münster 1999.

van Dyk, Silke: Einigkeit oder Notwendigkeit? In: Reflexive Repräsentationen. Diskurs und Praxis der Globalisierung. Hg. von Johannes Angermüller, Raj Kollmorgen, Jörg Meyer, Dirk Wiemann. Münster 2004. S. 140-156.

Ellger-Rüttgardt, Sieglind Luise: Geschichte der Sonderpädagogik. Eine Einführung. München 2008.

Fandrey Walter: Krüppel, Idioten, Irre. Zur Sozialgeschichte behinderter Menschen in Deutschland. Stuttgart 1990.

Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main 1974.

Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main 1976.

Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit 1. Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main 1992.

Foucault, Michel: Strukturalismus und Poststrukturalismus, In: Dits et ecrits. Schriften. Bd.4, Michel Foucault. Frankfurt a.M. 2005.

Foucault, Michel: Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt am Main 2008.

Franz, Alexandra: MOBILE - Selbstbestimmtes Leben Behinderter: Selbstbestimmtes Leben mit persönlicher Assistenz: Eine alternative Lebensform behinderter Frauen. Neu-Ulm 2002.

Frehe, Horst: Thesen zur Assistenzgenossenschaft. In: Behindertenzeitschrift LOS Nr. 26/1990. S. 21-43.

Fuchs, Petra: „Körperbehinderte“ zwischen Selbstaufgabe und Emanzipation. Selbsthilfe – Integration –Aussonderung. Neuwied 2001.

Galehr, Christiane: Darstellungen von Behinderung in der Tagespresse 2005. URL: <http://bidok.uibk.ac.at/library/galehr-medien-dipl.html#idp3082144>. Stand 8.09.2016

Garland-Thomson, Rosemarie: Integrating Disability, transforming feminist theory. In: Feminist Disability Studies. Hg. von Kim Q. Hall. Bloomington 2011. S. 13-44.

Greving, Heinrich./Ondracek, Petr.: Handbuch Heilpädagogik. Troisdorf 2005.

Groce, Nora: Rape of individuals with disability: AIDS and the folk belief of virgin cleansing. The Lancet 363. 2009. S. 1663-1664.

Häußler-Sczapan, Monika/Michel, Marion: Behinderung. In: Gender-Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Fassung. Hg. von Waltraud Cornelißen. München 2005. S. 524-608.

Hermes, Gisela: Der Wissenschaftsansatz Disability Studies – Neue Erkenntnisgewinne über Behinderung? In: Nichts über uns - ohne uns!, Gisela Hermes, Eckhard Rohrman. Neu-Ulm 2006. S. 3-32.

Hughes, Bill/Paterson, Kevin: The Social Model of Disability and the Disappearing Body: Towards a sociology of impairment. Disability & Society, 1997, Vol. 12, No. 3., p. 325-340.

Jacob, Jutta: Gendering disability: Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht. Bielefeld 2010.

Kastl, Jörg Michael: Einführung in die Soziologie der Behinderung. Wiesbaden 2010.

Kleffner, Dieter: Im Testprogramm des Schicksals. Essen 2012.

Köbsell, Swantje: Die aktuelle Biomedizin aus der Sicht der Disability Studies. In: Kulturelle Aspekte der Biomedizin: Bioethik, Religionen und Alltagsperspektiven. Hg. von Silke Schicktanz. Frankfurt am Main 2003. S. 160-186.

Köbsell, Swantje: Gender Mainstreaming und Behinderung. Berlin 2005.

Köbsell, Swantje: „Besondere Körper“ – Zum Diskurs der Behindertenbewegung und der Disability Studies zu Geschlecht und Körper. URL: http://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/koebshell_21052012.pdf. Stand: 02.08.2015.

Köbsell, Swantje: Gendering Disability: Behinderung, Geschlecht und Körper. In: Gendering Disability: Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht. Hg. von Jutta Jacob, Swantje Köbsell, Eske Wollrad. Bielefeld 2010. S. 17-34.

Köbsell, Swantje: „Passives Akzeptieren“ und „heroische Anstrengung“ - zum Zusammenspiel von Behinderung und Geschlecht. Vortrag am 03.02.2009 im Rahmen der ZeDiS-Ringvorlesung "Behinderung ohne Behinderte!? Perspektiven der Disability Studies". URL: http://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/koebshell_geschlecht_behinderung.pdf. Stand: 20.08.2016.

Kröger, Teppo: Care research and disability studies: Nothing in common? Critical Social Policy. 2009, Vol. 29, No. 3, p. 398-420.

Link, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Göttingen 2006.

Link, Jürgen: Von der ‚Macht der Norm‘ zum flexiblen Normalismus‘: Überlegungen nach Foucault. In: Zeitgenössische französische Denker: Eine Bilanz. Hg. von Josef Jurt. Freiburg im Breisgau 1998.

Lloyd, Margaret: The Politics of Disability and Feminism: Discord or Synthesis? Sociology 35, 2001 S. 715-728.

Marcinkowska, Barbara: Kształcenie uczniów z niepełnosprawnością w Polsce – przeszłość, teraźniejszość, przyszłość. In: Psychologia Wychowawcza, Nr 7/2015. S. 2015-2019.

Mattner, Dieter: Behinderte Menschen in der Gesellschaft. Zwischen Ausgrenzung und Integration. Stuttgart 2000.

Middendorf, Lena: Körperbilder von Mädchen, Behinderung und Geschlecht. In: : Gendering Disability: Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht. Hg. von Jutta Jacob, Swantje Köbsell, Eske Wollrad. Bielefeld 2010. S. 207-222.

Miles-Paul, Ottmar: Selbstbestimmung Behinderter. Ein neues Denken erobert die Behindertenpolitik. Pro Infirmis, 1992, 5/6. S. 9-14.

Möhring, Maren: Kriegsversehrte Körper. Zur Bedeutung von Sichtbarkeit von Behinderung. In: Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld, Hg. von Anne Waldschmidt, Werner Schneider. Bielefeld 2007. S. 175-197.

Mürner, Christian: Medien- und Kulturgeschichte behinderter Menschen. Sensationslust und Selbstbestimmung. Berlin 2003.

Nelson, Jack: The Disabled, the Media, and the Information Age. London 1994.

Paierl, Silvia: Gender und Behinderung. Benachteiligungskonstellationen von Frauen mit Behinderung am Arbeitsmarkt. Eine Literaturstudie im Auftrag des Bundessozialamts. Steiermark 2009.

Petersen, Nils: Geistigbehinderte Menschen – im Gefüge von Gesellschaft, Diakonie und Kirche. Münster 2003.

Peuckert, Rüdiger: Soziale Norm. In: Grundbegriffe der Soziologie. Hg. von Bernhard Schäfers, Johannes Kopp. Wiesbaden 2006. S. 213-216.

Priestley, Mark: Worum geht es bei den Disability Studies? Eine britische Sichtweise. In: Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Hg. Anne Waldschmidt. Kassel 2003. S. 23-35.

Raab, Heike: Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht. In: Disability Studies. Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld, Hg. von Anne Waldschmidt, Werner Schneider. Bielefeld 2007. S. 127-150.

Raab, Heike: Shifting the Paradigm: "Behinderung, Heteronormativität und Queerness", In: Gendering Disability - Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht. Hg. von Jutta Jacob, Swantje Köbsell, Eske Wollrad. Bielefeld 2010. S. 73-95.

Raab, Heike: Für eine Epistemologie der Minderheiten? Die Queer-, Disability- und Gender Studies im akademischen Feld. In: Kulturrisse - Zeitschrift für radikaldemokratische Kulturpolitik, Heft 1/2011. S. 16-20.

Raab, Heike: Doing Feminism: Zum Bedeutungshorizont von Geschlecht und Heteronormativität in den Disability Studies. In: Disability Studies: Kritische Perspektiven für die Arbeit am Sozialen. Hg. von Kerstin Rathgeb. Wiesbaden 2012.

Raab, Heike, Fragmentierte Körper - Körperfragmente? Bewegte Körper im Spannungsfeld von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht. In: Gendered Bodies in Motion. Hg. von Nina Degele, Elke Gramespacher, Marion Mangelsdorf. Opladen 2010. S. 143-163.

Radtke, Peter: Zum Bild behinderter Menschen in den Medien. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. (2003), Nr. 8, S. 7-12.

Reiss, Kristina: Behinderung von Geschlecht – Zur Exklusion von Geschlecht durch Behinderung und Produktion des Anderen. In: Behinderung und Geschlecht - Perspektiven in Theorie und Praxis : Dokumentation einer Tagung. Oldenburg 2007. S. 61-63.

Renggli, Cornelia: Disability Studies – ein historischer Überblick. In: Disability Studies: Ein Lesebuch. Schweizerische Zentralstelle für Heilpädagogik. Hg. von Jan Weisser, Cornelia Renggli. Luzern 2004. S.15-26

Renggli, Cornelia: Disability Studies und die Un-/Sichtbarkeit von Behinderung. Psychologie und Gesellschaftskritik, 2005, 1/05, S.19-94.

Ritter, Albert Gerhard: Der Sozialstaat: Entstehung und Entwicklung im internationalen Vergleich. Oldenburg 1991.

Rudloff, Wilfried: Überlegungen zur Geschichte der bundesdeutschen Behindertenpolitik. In: Zeitschrift für Sozialreform, (2003), 49. Jhg., Nr. 6, S. 863-886.

Saxer, Ulrich: Der Forschungsgegenstand der Medienwissenschaft. In: Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen. Hg von Joachim-Felix Leonhard. Berlin 1999. S. 1-14.

Schildmann, Ulrike: Normalität, Behinderung und Geschlecht: Ansätze und Perspektiven der Forschung. Opladen 2001.

Schillmeier, Michael: Zur Politik des Behindert-Werdens. Behinderung als Erfahrung und Ereignis. In: Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Hg. von Anne Waldschmidt, Walter Schneider. Bielefeld 2007. S. 79-99.

Seifert, Monika: Frausein und behindert: "Es ist eine ganz andere Realität, in der wir leben". In: pro familia magazin. 1990 1/90, S. 1-2.

Shakespeare, Tom: The Social Model of Disability. In: The Disability Studies Reader. Hg. von Lennard J. Davis. New York 2013. S. 214-221.

Speck, Otto: System Heilpädagogik. Eine ökologisch reflexive Grundlegung. München 2003.

Stauber, Harald: Der Blick auf Menschen mit Behinderung im Spielfilm. Über Stereotypen, Diffamierungen und authentische Darstellungen. In: Das Bildnis eines behinderten Mannes. Bildkultur der Behinderung vom 16. bis ins 21. Jahrhundert. Hg. von Petra Flieger, Volker Schönweise. Neu Ulm 2007. S. 80-102.

Tervooren, Anja: Differenz anders gesehen: Studien zu Behinderung. In: Sonderpädagogik und Rehabilitation auf der Schwelle in ein neues Jahrhundert. Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete. 2000 Jg. 69, H3. S. 316-319.

Waldschmidt, Anne: Selbstbestimmung als Konstruktion, Alltagstheorien behinderter Frauen und Männer. Opladen 1999.

Waldschmidt, Anne: Selbstbestimmung als behindertenpolitisches Paradigma - Perspektiven der Disability Studies. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 8/2003. S. 13-20.

Waldschmidt, Anne: Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung. In: Psychologie und Gesellschaftskritik, 29 (2005). S. 9-31.

Waldschmidt, Anne: Soziales Problem oder kulturelle Differenz? Zur Geschichte von Behinderung aus der Sicht der Disability Studies, In: Traverse 13 (2006), H.3, S. 31-46.

Waldschmidt, Anne: Das Mädchen Ashley oder: Intersektionen von Behinderung, Normalität und Geschlecht. In: Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht. Hg. von Jutta Jacob, Swantje Köbsell, Eske Wollrad. Bielefeld 2010. S. 35-60.

Waldschmidt, Anne: (Körper-)Behinderung als soziales Problem. In: Handbuch Soziale Probleme. Band 1, Hg. von Günther Albert, Axel Groenemeyer. Wiesbaden 2012a. S. 716-751.

Walgenbach, Katharina., Dietze, Gabriele, Hornscheidt, Lann: Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen 2007.

Zinsmeister, Julia: Diskriminierung ist (fast) immer mehrdimensional: „Rasse“, Geschlecht und Behinderung aus rechtlicher Sicht. In: Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht. Hg. von Jutta Jacob, Swantje Köbsell, Eske Wollrad. Bielefeld 2010. S. 113-128.

Anhang A

Nr.	Datum	Titel	AutorIn	Pressetitel	Beschreibung	Themen/Stichwörter	Abbildung
1	28.03.2015	Meine Mutter wurde von einem flutterhaften Engel gepackt	Małgorzata Wach	Wysokie Obcasy	Ein Interview mit Anna Krupa, die ohne Arme geboren wurde.	Mutterschaft, alltägliches Leben	Abb.1 Abb.2
2	8.02.2015	Sie war schon lange tot, obwohl sie noch lebte	Grzegorz Lewicki	Wprost	Der Artikel über Debbie Purdy, die mit der Diagnose der Multiplen Sklerose lebte und um Recht auf Euthanasie kämpfte.	Euthanasiedebatte	Abb.3
3	7.01.2015	Sue Austin - Fantasie ohne Grenzen	k.A.	Twój Styl	Ein kurzer Artikel über Sue Austin, die auf dem Rollstuhl sitzend, taucht.	SportlerInnen mit Behinderungen	Abb.4
4	2.03.2015	Machen Sie Amelkas Kindheit wieder glücklich	Monika Wilczyńska	Pani Domu	Ein Artikel über ein Mädchen, das infolge eines Unfalls ein Bein verloren hat.	Bitte um finanzielle Unterstützung	Abb.5 Abb.6

5	12.02.2015	Integrative Modenschau	k.A.	Wprost	Ein kurzer Artikel über eine Modenschau in New York, in der ein Modell mit Down Syndrom und ein Model auf dem Rollstuhl.	Mode	Abb.7
6	11.01.2016	Ein behindertes Recht	Katarzyna Świerczyńska	Wprost	Ein Artikel über soziale Barrieren und Diskriminierung von Menschen mit Behinderungen	Soziale Barrieren, Gewalt	o.Abb.
7	8.01.2015	Werde ich noch geliebt?	Krzysztof Rajczyk	Pani Domu	Eine Reportage über 5-jähriges Mädchen Julia, das nach der Geburt im Krankenhaus gelassen wurde. Julia ist mit Meningozele und Zwerchfellbruch geboren.	Schicksalsgeschichte Bitte um Adoption Rehabilitation	Abb.8 Abb.9
8	27.01.2015	Multiple Sklerose: Patienten warten auf	Agnieszka Usiarczyk	Rzeczpospolita	Ein Artikel über die Therapie von Menschen mit Behinderungen und den	Therapie Neurologie	o.Abb.

		Medikamente ein Jahr			Zugang zu Medikamenten,		
9	20.02.2015	Im Namen der Liebe	Beata Nowicka	Viva	Ein Interview mit polnischer Sängerin, die infolge eines Autounfalls einen Rollstuhl benutzt.	Alltägliches Leben, Leben mit "Behinderung"	Abb.10 Abb.11 Abb.12 Abb.13
10	08.03.2015	Sie verließ ihre Tochter, weil sie hässlich war	k.A.	Fakt	Ein Artikel über Katja aus Russland, die nach der Geburt von ihrer Mutter im Krankenhaus gelassen wurde.	Schicksalsgeschichte Bitte um Hilfe	Abb.14
11	18.03.2015	Sie wurde ins Schuhgeschäft nicht hineingelassen, weil sie behindert ist!	k.A.	Fakt	Ein Artikel über eine 26-jährige Frau, die ins Schuhgeschäft nicht hineingelassen wurde, weil sie einen Rollstuhl benutzt.	Schicksalsgeschichte Diskriminierung, soziale Barrieren	o.Abb.
12	14.01.2015	Behinderte: gute Fürsorge	k.A.	Super Express	Ein Artikel über staatliche Unterstützung der	Soziale Hilfe	o.Abb.

					BetreuerInnen von Menschen mit Behinderungen	Arbeitsmarkt	
13	14.01.2015	Ich will mich auch schön fühlen	Anna Grzelczak	Pani Domu	Ein Artikel über eine Geschichte der 22-jährigen Sylwia, die mit Gelenksteife geboren ist	Schicksalsgeschichte Alltägliches Leben	Abb.16 Abb.17. Abb.18
14	1.01.2015	Ein Stern von Pater Rydzyk	Elżbieta Turlej	Polityka	Ein Artikel über Magdalena Buczek, die mit einer Zerbrechlichkeit der Knochen geboren ist und einen Rollstuhl benutzt. Sie hat mehrere Rosenkranzgruppen in Polen gegründet und arbeitet bei "Radio Maryja", einem nationalkonservativen katholisch geprägten Radiosender in Polen, der	Schicksalsgeschichte Kirche	o.A.

					1991 von Pater Tadeusz Rydzyk gegründet wurde		
15	3.03.2015	Behinderte bekamen kein Geld für ihre Arbeit	k.A.	Fakt	Ein Artikel über 44 Frauen mit Behinderungen, die im Rahmen eines europäischen Projekts ein Praktikum machten, aber keine Entlohnung dafür bekamen.	Arbeitsmarkt, Diskriminierung	o.Abb.
16	5.01.2015	Sozialhilfe aus der Schweiz	k.A.	Gazeta Wyborcza	Ein informativer Artikel über ein Projekt, das gefördert wird und folgende Bereiche umfasst: Ausbildung von BetreuerInnen, Verbesserung der Infrastruktur für Menschen mit Behinderungen, Verbesserung von Pflegedienst.	Soziale Hilfe, gesellschaftliche Barrieren	Abb.19

17	10.01.2015	Ich bin ein Dorfkind	Marta Konarzewska Piotr Pacewicz	Wysokie Obcasy	Ein Interview mit Małgorzata Pasternak, die in Folge einer Krankheit auf einem Auge blind wurde.	Alltägliches Leben, Leben mit Behinderung	Abb.20
18	7.03.2015	Neue Brüste	Katarzyna Bogdańska	Wysokie Obcasy	Ein Interview mit einem Doktor, der sich auf Brustrekonstruktionen spezialisiert.	Medizin	o.Abb.
19	6.03.2015	Bitte, gib mir meine Treppenraupe zurück	k.A.	Super Express	Ein Artikel über eine Frau, deren Treppenraupe von einem Dieb gestohlen wurden. Die Frau benutzt den Rollstuhl und kann dadurch ihre Wohnung nicht verlassen.	Schicksalsgeschichte Bitte um Hilfe	Abb.21

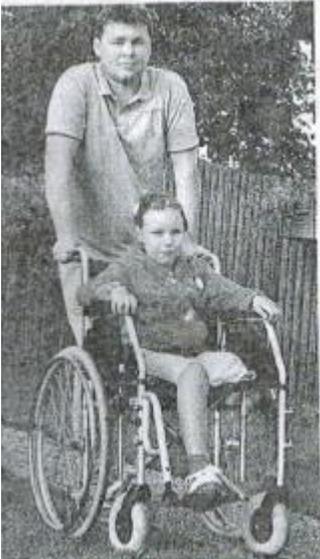
Anhang B

Nr.	Artikel	Untertitel des Bildes	Abbildung
1	Meine Mutter wurde von einem flatterhaften Engel gepackt	o.T.	

2	Meine Mutter wurde von einem flatterhaften Engel gepackt	Anna Krupa - sieben Jahre später	
3	Sie war schon lange tot, obwohl sie noch lebte	o.T.	

4	Sue Austin - Fantazie ohne Grenzen	o.T.	 <p>The image shows the cover of a book titled "Sue Austin WYOBRAZNIĄ BEZ GRANIC". The cover features a black and white photograph of a woman with long, dark hair, wearing sunglasses and a patterned dress, sitting in a wheelchair. She is looking towards the camera with a slight smile. The background is a light, textured surface. The title "SUE AUSTIN WYOBRAZNIĄ BEZ GRANIC" is printed in bold, black letters at the top right. Below the title, there is a large number "1" and several lines of smaller text in Polish, including the author's name "Sue Austin" and the title "WYOBRAZNIĄ BEZ GRANIC". The text is arranged in a vertical column on the right side of the cover.</p>
---	------------------------------------	------	--

5	A4: Machen Sie Amelkas Kindheit wieder glücklich	Infolge eines Unfalls hat Amelka ihr Bein verloren. Sie träumt davon, wieder laufen zu können.	
---	--	--	---

6	Machen Sie Amelkas Kindheit wieder glücklich	Um zu laufen, braucht Amelka eine neue Prothese, die 28 tausend zloty kostet! Das Mädchen glaubt ganze Zeit daran, dass es dank der Hilfe von guten Menschen wieder laufen wird.	
7	Integrative Modenschau	o.T.	

8	Werde ich noch geliebt?	Julka ist meistens ein sehr fröhliches Mädchen. Nur manchmal ist sie traurig, weil sie keine Eltern und kein Zuhause hat.	
9	Werde ich noch geliebt?	Julka ist sehr geduldig. Sie hat nie Launen und hält geduldig die Rehabilitation aus.	

10	Im Namen der Liebe	Monika Kuszyńska - ohne Geheimnisse	
11	Im Namen der Liebe	o.T.	

12	Im Namen der Liebe	o.T.	 A woman with long brown hair, wearing a black sleeveless dress, is sitting in a wheelchair in a bright, modern bathroom. She is looking out of a large window. The room features a white bathtub, a patterned rug, and various toiletries on a table.
13	Im Namen der Liebe	o.T.	 A woman is lying on a bed in a hotel room, wearing a grey jacket and light-colored pants. She is looking towards the camera. The room has a wheelchair, a desk with a lamp, and a television in the background.

14	Sie verließ ihre Tochter, weil sie hässlich war	o.T.	
15	Behinderte: gute Fürsorge	o.T.	

16	Ich will mich auch schön fühlen	Krzysztof kümmert sich sehr um Sylwia. Er verbringt mit ihr jedes Moment.	
----	---------------------------------	---	---

17	Ich will mich auch schön fühlen	Sylwia hat viele professionelle Fotos.	
18	Ich will mich auch schön fühlen	o.T.	

19	Sozialhilfe aus der Schweiz	o.T.	
20	Ich bin ein Dorfkind	Małgorzata Pasternak hat in einer Serie "Cisza nad rozlewiskiem" gespielt. Sie hat von klein auf mit Pferden gearbeitet.	

21	Bitte, gib mir meine Treppenraupe zurück	Bitte, gib mir meine Treppenraupe zurück	 A photograph showing a woman with dark hair and glasses sitting in a black motorized wheelchair on a staircase. She is wearing a grey patterned sweater and dark pants. The wheelchair is positioned on the tiled steps of the stairs. The background shows a light green wall and a wooden handrail.
----	--	--	---

DEUTSCHES ABSTRACT

Bereits seit einigen Jahrzehnten wird im wissenschaftlichen Diskurs „Behinderung“ ebenso wie Geschlecht als eine sozial konstruierte Kategorie verstanden. „Behinderung“ als eine Kategorie wird jedoch in erster Linie an männlichen Lebensstrukturen gemessen. Obwohl die Lebenssituationen von Frauen und Männern mit Behinderungen sich in vielen Aspekten unterscheiden, wird der Diskurs über „Behinderung“ geschlechtsneutral geführt.

Unsere gängigen Bilder von „Behinderung“ werden überwiegend aus den Medien gespeist. Diese spiegeln und gestalten die Normen, Werte und Meinungen, die in der Gesellschaft herrschen: Durch die Auswahl der Themen und die Art der Darstellung beeinflussen Medien sowohl die soziale Konstruktion von „Behinderung“ als auch das gesellschaftliche Wahrnehmung von Frauen mit Behinderungen.

In meiner Arbeit werde ich die Darstellungen von Frauen mit Behinderungen in der polnischen Presse im Zeitraum vom 1. Januar bis zum 31. März 2016 untersuchen. Die Hauptforschungsfrage, mit der ich an die Analyse herantreten werde, lautet: Wie werden Frauen mit Behinderungen in den polnischen Medien dargestellt?

Meine Hypothesen, mit denen ich an die Analyse herantreten werde lauten: In der Presse kommen Darstellungen von Frauen mit Behinderungen zwar vor, beruhen sie jedoch auf der selektiven Auswahl bestimmter Rollenvorstellungen unter Auslassung anderer ebenso wichtiger Perspektiven. In den Zeitungen wird auf gesellschaftlich weit verbreitete Stereotypen zu Frauen mit Behinderungen zurückgegriffen. Sie werden vorwiegend in Presseberichten aus dem Blickwinkel des Besonderen betrachtet, indem sie in der Gesellschaft existierende Bilder von "Behinderung" aufgreifen. Zu beachten ist, dass es in den Medien zwar meist um das Besondere geht, was auch im Wesen der medialen Berichterstattung liegt, sind Menschen mit Behinderungen aber kaum Teil der gewöhnlichen Berichterstattung. Sie werden selten ohne Bezug auf „Behinderung“ präsentiert.